

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 96.

Freitag den 1. December.

1815:

Heilkunde.

Abhandlung über den *Croup* vom Dr. *Royer-Collard*, Inspector der Universität zu Paris, Sekretär der daselbst vom Kaiser ernannten Commission, welche über die diesen Gegenstand betreffenden Preisschriften geurtheilt hat. Aus dem *Französischen* vom Dr. N. Meyer, Mit einer *Vorrede* und *Anmerkungen* vom Dr. Z. A. Albers. Hannover, bey den Brüdern Hahn, 1814. S. XIV. und 282 in Octav.

Unter den vielen Krankheiten, welche das Menschengeschlecht heimsuchen, und zahlreiche Opfer hinwegraffen, steht wohl der *Croup* mit an der Spitze. Diefs und die von dem ehemaligen Kaiser der Franzosen über diesen Gegenstand aufgestellte Preisfrage erklären hinlänglich, warum diese Krankheit im letzten Decennium die Aerzte fast aller Nationen so beschäftigte, und auch von Vielen mit mehr oder weniger glücklichem Erfolge bearbeitet wurde.

Da Hr. *Royer-Collard* als ein gelehrter und geschickter Arzt bekannt ist, da er von Napoleon zum Sekretär der Commission, welche die zur Beantwortung der aufgestellten Preisfrage eingesandten Abhandlungen zu beurtheilen hatte, bestimmt wurde, und an diesem Platze die beste Gelegenheit hatte, die verschiedenen vorzüglichsten Ideen über die Natur, den Verlauf, die Ursachen und die Behandlung dieser Krankheit zu würdigen, so konnten wir auch mit Recht als er sich dieses Feld zur Bearbeitung wählte, aus seiner Hand eine sehr brauchbare und treffliche Abhandlung hoffen, und haben uns auch in dieser unserer Erwartung nicht getäuscht gefunden.

Diese Abhandlung wurde im siebenten Bande des so schätzbaren *Dictionnaire des sciences médicales*, par une société des Médecins et des Chirurgiens. Paris 1813, unter dem Artikel *Croup* aufgenommen.

Zwölftes Heft.

Bedeutend wurde der Werth dieser Schrift erhöht, indem der so würdige und allgemein geschätzte Hr. *Albers*, welcher mit *Jurine* den von *Napoleon* ausgesetzten Preis errang, die durch ihn selbst veranlafte deutsche Uebersetzung derselben mit einer passenden Vorrede und mit sehr zweckmässigen und richtigen Anmerkungen bereicherte. Durch diese Bearbeitung wetteifert gegenwärtige Abhandlung mit den vorzüglichsten Schwestern dieser Art. Sie verdient daher in unsern Blättern eine vorzügliche Würdigung, und Rec. macht es sich zur Pflicht, eine ausführliche Anzeige davon mitzuthellen.

Sehr treffend bemerkt Hr. *Albers* in seiner Vorrede, daß der Nutzen der Preisaufgaben weit gröfser sey, als gewöhnlich geglaubt wird, und tadelt mit allem Rechte, daß die Termine zur Bearbeitung der Preisschriften, welche Gegenstände aus der praktischen Heilkunde betreffen, gewöhnlich zu kurz gesetzt sind. Sonderbar ist es, fährt er weiter fort, daß einige Aerzte die entzündliche Natur des *Croups* nicht einsehen wollen, und findet die wahre Ursache hiervon darin, daß diese Herren keine richtigen Begriffe von Entzündung haben, die nach ihrer Meinung bey jedem Organe, das daran leidet, bey jedem Alter, das davon befallen wird, und in jeder Verbindung mit anderen Krankheiten, stets dieselben Erscheinungen gewähren soll; obgleich sie am Krankenbette bey diesen und anderen Entzündungen täglich das Gegentheil sehen könnten. Ganz richtig behauptet Hr. *Albers*, daß mehrere Aerzte in Hinsicht der Behandlung einen großen Fehler begingen, indem sie eine Ehre darin suchten eine eigene Heilmethode erfunden zu haben, durch welche man, wo nicht alle, doch die meisten Kranken zu retten vermöge. Gleichfalls rügt er das bey der Heilung so nachtheilige Bestreben, nur durch ein Mittel, mit Hintansetzung aller übrigen, diese Krankheit heilen zu wollen.

Der würdige Verf. schickt die Synonymie des Wortes *Croup* voraus, und nimmt als den gemein-

schaftlichen Fehler aller dieser Benennungen an, daß sie dem Verstande nur einen Theil der Erscheinungen bezeichnen, welche die Krankheit begründen, und nicht die Krankheit selbst. Aus diesem Grunde behält er durchaus das Wort Croup bey, welches durch einen fast allgemeinen Gebrauch sich schon das Bürgerrecht erworben hat, und welches, weil es keine Bedeutung in unserer Sprache hat, kein Mißverständniß verursachen kann. In einer Anmerkung rechtfertigt Hr. *Albers* seine Benennung *Tracheitis infantum*, weil hierdurch das leidende Organ, die Natur der Krankheit, und das am meisten damit Befallene bezeichnet wird, und nach *Soemmering* unter Trachea (Luftröhre) der ganze Luftcanal verstanden werden kann; und führt zugleich noch einige von den neuen durchaus unpassenden Nahmen hier an.

Die ganze Abhandlung zerfällt in zwey Capitel, von denen das erste die *Darstellung der Krankheit*, das zweyte die *Behandlung derselben* umfaßt.

Das erste Capitel enthält zwey Abschnitte, deren erster der Beschreibung der Krankheit, und der zweyte der Untersuchung einiger Fragen, welche zur vollständigen Geschichte des Croup nothwendig sind, gewidmet ist. *Erstes Capitel, Darstellung der Krankheit. Erster Abschnitt, Beschreibung der Krankheit. §. 1. Verlauf, Perioden, Ausgang des Croups.* Der Verf. nimmt drey Zeiten oder Perioden bey dem Croup an: die der Reizung, die der Bildung, der falschen Membran, und die adynamische. Hr. *Albers* verwirft durchaus die Abtheilung des Croups in Perioden, wegen dem so verschiedenen und schnellen Verlaufe desselben; er widerlegt gründlich die vom Verfasser aufgestellten; drey Perioden, und beweiset auch das Falsche der Eintheilungen in verschiedene Perioden von *Cheyne*, *Vieusseux*, und *Double*. Der Verf. schildert hier den langsam und den schnell verlaufenden Croup ziemlich vollständig; jedoch bemerkt Hr. *Albers* daß die Beschreibung des erstern mehr auf die Fälle passe, welche plötzlich ohne vorhergegangenen Catarrh entstehen, als auf jene, welchen letzterer vorhergeht; und daß der Verf. wie viele andere Schriftsteller über diesen Gegenstand, den Fehler begeht, bey der Ergießung der plastischen Lymphe in der Luftröhre, hauptsächlich auf die cylinderförmige Haut Rücksicht zu nehmen, welche sich im Körper der Luftröhre bildet, und die vielleicht weniger zur Erstickung beyträgt, als das, was sich im Kehlkopfe und in den Bronchien findet, und welches selten eine membranöse Beschaffenheit annimmt. Ganz einverstanden ist Rec. mit Hrn. *Albers*, daß der Verf. in seiner er-

sten Schilderung den Croup beschreibt, welcher im Körper der Luftröhre seinen Anfang nimmt, in der zweyten jenen, wo die Entzündung zuerst den Kehlkopf selbst mit großer Heftigkeit befällt; und daß diese Heftigkeit auch hier nicht immer Statt findet, ja die Zufälle zuweilen sehr geringe sind, weil jede Krankheit, folglich auch die Entzündung der Schleimhaut der Luftröhre ihre Grade hat, die daher auch durch verschiedene Symptome sich darstellen müssen.

§. 2. *Symptome des Croups.* Der Verf. theilt die Symptome des Croups in *wesentliche* und *zufällige*, und rechnet zu den erstern: die *rauhe Stimme*, den *Husten*, das *beschwerliche Athemhohlen*, das *Fieber*, und einen *ganz eigenen Auswurf*. Sehr richtig sagt der Verf. daß die rauhe Stimme sich gewöhnlich gleich im Anfange der Krankheit, und oft schon vor dem Fieber und der Beschwerde bey dem Athemhohlen zeige; daß sie das Symptom sey, welches bey den Croups, deren Vorbothe ein Catarrh ist, zuerst Aeltern und Arzt warnen muß; und daß diese Heiserkeit zuweilen auch nach beendigter Krankheit fortdaure. Ausführlich ist das, was der Verf. über den Husten und den eigenen Croupton hier anführt. Trefflich und daher lesenswerth sind die hier von Hrn. *Albers* eingestreuten Anmerkungen besonders die, welche die Verschiedenheit des Crouptons, je nachdem der Larynx oder die Trachea ergriffen ist, angibt. Daß das beschwerliche Athemhohlen, welches so oft bedeutende Intermissionen, ja selbst nach Hrn. *Albers* Beobachtungen, noch wenige Stunden vor dem Tode macht, mehr durch Krampf, als durch ein mechanisches Hinderniß begründet werde, beweiset der Verfasser und Hr. *Albers* zur Genüge. Sehr wichtig ist hier die Warnung des letztern, daß der Arzt sich durch diese, selbst auf der Höhe der Krankheit eintretenden Intermissionen nicht täuschen lassen solle, sondern immer sehr vorsichtig in der Prognose seyn müsse; und daß man trotz diesem Krampfe doch nie vergessen dürfe, Entzündung sey die Krankheit. Das über das Fieber mit eigenen Auswurf Gesagte billigt Rec. und merkt nur an, daß Hr. *Albers* glaubt, das dem Croup begleitende Fieber entstehe nicht, wie die meisten Aerzte vermuthen, als Folge der Entzündung, sondern als Folge des Krampfes und der dadurch gestörten Respiration und Circulation (?). Daß bedeutende häutige Concremente ausgeworfen werden können, daß jedoch mit ihrem Auswurfe nur Erleichterung, bey weitem aber keine Heilung gesetzt sey, und daß nicht alle Kranke, wo sich ein häutiger Cylinder gebildet hat, sterben, wie *Vieusseux* behauptet, sagt der Verf. und beweiset Hr. *Albers*,

Unter die zufälligen Symptome des Croup's zählt der Verfasser, den Schmerz des Kehlkopfs und der Luftröhre, die äussere Anschwellung des Halses, das Erbrechen, die belegte Zunge, den Verlust des Appetits, den trüben, weißlichten Urin, das Nasenbluten, die Schlagsucht und Trägheit, die Veränderung in den Functionen der Sinne und der Geisteskräfte. — Was den Schmerz und die Anschwellung betrifft, so gibt sie Hr. *Albers*, die Autorität mehrerer würdiger Aerzte achtend, als richtig an, obschon er den erstern sehr selten und die letzte nie wahrgenommen hat. Rücksichtlich des Erbrechens gesteht Hr. *Albers* freymüthig, daß Hr. *Royer-Collard* Recht habe, wenn er ihn tadelt: daß er das Erbrechen zu oft als wesentliches Symptom bey heftig anfangenden Croup's beobachtet habe, da er es selbst später mehrmahl bey den heftigsten Fällen fehlen sah. Auf die belegte Zunge und die verlorne Eflust hält Hr. *Albers* und *Rec.* gar nichts im Croup; und beyde sind mit dem Verf. einverstanden, wenn er den trüben, weißlichten Urin als unwichtig, und nie als kritisch betrachtet. Das Nasenbluten beobachtete Hr. *Albers* nie. Die Schlagsucht und Trägheit leitet der Verf. von einer stärkern oder geringern Congestion nach dem Gehirne ab; Hr. *Albers* aber glaubt, daß diese Schlagsucht und Trägheit besonders im Anfange der Krankheit mehr Folge des allgemeinen fieberhaften Zustandes sey. Die Functionen der Sinne und der Geisteskräfte sind bloß bey dem mit Schlagsucht verbundenen Croup unterdrückt, sonst aber nur wenig verändert, und wenn ja, wie einige Schriftsteller behaupten, dieselben sich in dieser Krankheit in einem höhern Grade zeigen sollten, so betrachtet es Hr. *Albers* theils als Folge der Angst und Beklemmung, theils als Affection des Nervensystems, welches Alles das gestörte Athmen verursacht, nicht aber als dem Croup eigenthümlich.

§. 3. Veränderungen, die sich nach dem Croup im Leichname finden. Von der Aufgetriebenheit, oder ödemalösen Geschwulst des Vorderhalses auf welche schon *Salomon* und *Boek* aufmerksam machten, *Sedillot*, *Albers* und *Rec.* an den Leichen dieser Unglücklichen beobachteten, macht der Verf. keine Erwähnung. Da überall, wo bedeutende Congestionen in blutreichen Organen, besonders in Verbindung mit entzündlicher Diathese, Statt finden, seröse Ausschwitzungen sehr leicht vor sich gehen; so ist es auch sehr leicht erklärbar, daß man zuweilen seröse Ergießungen in der Basis des Gehirns oder in den Hirnhöhlen findet. Sehr ausführlich sind die Veränderungen in den eigentlich afficirten Gebilden auseinander gesetzt. Hr. *Royer-Collard* sagt:

„Immer ist sie (die Luftröhre) mehr oder weniger mit einer fremden Materie angefüllt, deren Menge und Dichtigkeit dem Zustande und den Umständen nach, eigenthümlich verschieden sind. Wenn der Tod schleunig erfolgt, so findet sich diese Materie nur im Kehlkopfe und in dem oberen Theile der Luftröhre; ist er später eingetreten, so findet man sie fast immer in der Luftröhre, und im Anfange der Aeste derselben angehäuft. Nie nimmt sie die Luftröhrenäste allein ein.“ Dieser Ausspruch ist zu sehr auf Erfahrung gegründet, als daß gegen ihn Zweifel erhoben werden könnten. Sehr weise erinnert hier Hr. *Albers*, daß dieß ganz für seine frühere Behauptung spreche; daß nämlich bey dem plötzlich eintretenden und schnell verlaufenden Croup der Larynx zuerst leide, dagegen bey den langsamen, oft so versteckt vorkommenden, die Entzündung sich zuerst in der Luftröhre bilde, dann aber weiterhin in den Kehlkopf hinauf und in die Bronchien herabsteige. Die Meinung des Verf., daß die Dauer, der Charakter und die Heftigkeit der Krankheit im Verhältnisse zur Menge und Form der coagulablen Lymphe stehe, widerlegt Hr. *Albers*, und glaubt vielmehr, daß die Menge und Form der coagulablen Lymphe davon abhängen, wo die Entzündung zuerst entstanden sey und sich dann weiter verbreitet habe. Was das organische Gewebe der während dieser Krankheit sich bildenden Membran anbelangt, so läugnet zwar der Verf. dasselbe im Anfange seiner Entstehung; glaubt aber doch, durch die Aehnlichkeit der Erscheinungen bey heftigen Entzündungen anderer Schleinhäute geleitet, vorzüglich aber auf die, von Hrn. *Albers* (in seinem Rapport sur le concours relatif au croup, 2te édit.) gethane Aeusserung gestützt, annehmen zu können, daß die falsche Membran, welche im Falle der Genesung zuweilen durch den Auswurf entfernt, oder durch Einsaugung weggenommen wird, öfters durch einen festen und dauerhaften Zusammenhang mit der Schleimabsondernden Membran der Luftröhre in Verbindung bleibe, und dann die Gestalt und Bildung einer organisirten Membran annehme. Daß nach der Entfernung der häutigen Concremente oder auch nur der schleimigen Materie die Schleimhaut des Kehlkopfs, der Luftröhre und selbst manchmahl die Bronchien entzündet, daher röthlich oder roth sich zeige, wird, wie von den meisten Aerzten, auch vom Verf. und Hrn. *Albers* behauptet. Das weiter in diesem Paragraphen Gesagte ist sehr wahr und lesenswerth.

§. 4. Krankheiten als Folgen des Croup's. Der Verf. theilt die Krankheiten, welche nach dem Croup zurückbleiben können in zwey Abtheilun-

gen; in solche, welche ihren Sitz in der Luftröhre haben, und in solche, welche von einer Veränderung verschiedener Organe, oder selbst von einer allgemeinen Veränderung des ganzen Organismus herrühren. In die erste Abtheilung gehören: ein leichter Katarrh, eine Art chronischer Beschwerde des Kehlkopfs und der Luftröhre, eine Art chronischen Katarrhs oder Verstopfung der Schleimhaut der Lunge. Hier wird die Meinung einiger Schriftsteller, daß der Croup Schwindsucht nach sich ziehen könne, als falsch verworfen, weil alles das, was man in solchen Fällen als Lungensucht ausbebe, bloß chronischer Lungenkatarrh sey, womit auch Hr. *Albers* übereinstimmt. Zur zweyten werden gezählt die Pleuritis, der innerliche Wasserkopf, das gastrische und gastrisch- adynamische Fieber. Was die Brustfellentzündung betrifft, so scheint es dem Verf., daß die Wirklichkeit des Ueberganges der Entzündung von der Schleimhaut der Luftröhre auf das Brustfell nur noch eine mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthung sey, welche noch erst durch neue Beobachtungen bestätigt werden müsse. Hr. *Albers* aber glaubt, daß die Kranken manchemal an Bronchitis litten, wo man Pleuritis vermuthet. Der Verf. zweifelt etwas daran, daß der Hydrocephalus internus wirklich zu den Folgekrankheiten zu zählen sey; Hr. *Albers* aber hebt durch ein Beyspiel diesen Zweifel. Letzterer glaubt auch mit Recht, daß ein gastrisches oder gastrisch- adynamisches Fieber, wenn es nach dem Croup beobachtet wird, wohl mehr Folge der bey dieser Krankheit angewandten Heilmethode, oder einer andern Ursache, als der Luftröhren- Entzündung gewesen seyn mag.

§. 5. *Ursachen des Croups.* Diese zerfallen nach dem Verf. in *entfernte* (wohl besser mittelbare) und *unmittelbare*. Zu den *entfernten* werden gerechnet; Alter, Geschlecht, Temperament, Erziehung und Gewohnheiten. Sehr wichtig ist das, was der Verf. über das Alter schreibt, und mit allem Rechte tadelt Hr. *Albers* die Hrn. *Wigand*, *Bonnafox de Mallet* und *Formey*, von denen der erste Säuglinge und Kinder von einem Jahre, die beyden letztern aber Erwachsene von dieser Krankheit ganz ausschließen. Rec. hat in diesem Jahre ein acht Wochen altes bey Wasser erzogenes vom Croup befallenes Kind, dessen Mutter in der neunten Woche nach seiner Geburt an der Lungenschwindsucht starb, sehr glücklich, weil er gleich bey der Entstehung Hülfe leisten konnte, durch Blutegeln und versüßtes Quecksilber gerettet. Auch hat Rec. vor vier Jahren einen Mann von 63 Jahren, welcher in 8 bis 14 Tagen nach einer Bruchoperation, einen kalten

Trunk gethan hatte, binnen zwey Tagen an dieser Krankheit sterben gesehen. Daß das Geschlecht keinen sichern Einfluß auf den Croup habe, wie der Verf. behauptet, scheint wohl falsch zu seyn, da doch Hr. *Jurine* und Hr. *Albers* nebst noch Mehreren beobachtet haben, daß mehr Knaben als Mädchen von dieser Krankheit ergriffen werden. Den Satz, daß das Temperament bedeutenden Einfluß auf den Verlauf des Croup habe, gibt Hr. *Albers* nicht zu (?) Mit dem größten Rechte nennt Hr. *Royer- Collard* es eine unglückliche Gewohnheit, die Kinder zu leicht zu kleiden, und vorzüglich ihnen die Arme und den Hals fast ganz nackt zu lassen, und sie ohne Widerstand den Eindrücken der Kälte und Feuchtigkeit auszusetzen. Die *unmittelbaren Ursachen* des Croups sind *innerliche* und *äusserliche*. Zu den innerlichen werden die catarrhalischen Affectionen und die Hautentzündungen, zu den äusserlichen, die Einwirkung einer eigenthümlichen epidemischen Constitution gezählt. Rücksichtlich der catarrhalischen Affectionen ist Hr. *Albers* nicht ganz der Meinung des Verfassers. Von ungemein großer Wichtigkeit sind folgende Worte des Hrn. *Albers*. „So wie acute Ausschlagskrankheiten leicht die Tracheitis hervorbringen, so scheinen mehrere chronische Hautkrankheiten dafür zu schützen, Er beobachtete diefs nebst sehr vielen andern Aerzten von der *Tinea capitis*, worauf ihn Dr. *Matthaei* in Werden zuerst aufmerksam machte. Auch für die Krätze spricht vieles. *Der Eindruck einer feuchten Kälte wird als die gewöhnlichste und häufigste Ursache* des Croups angegeben. Daß der Croup an niedrigen, von Bergen eingeschlossenen, oder in der Nachbarschaft des Meeres, stehender Seen oder großer Flüsse liegenden Gegenden endemisch sey, wie der Verf. glaubt, hält Hr. *Albers* für noch nicht ganz ausgemacht. Der epidemische Croup wird (besonders von Hrn. *Albers*) als wirklich existirend bewiesen, jedoch die contagiöse Natur desselben mit Recht ganz geläugnet.

§. 6. *Complicationen des Croups.* Unter den Krankheiten, welche am öftersten mit dem Croup in Verbindung beobachtet wurden, zählt der Verf. die Aphthen, die Halsbräune, die brandige Bräune, die Lungenentzündung; die Brustfellentzündung, die Masern, die Blattern, den Scharlach und die Scropheln. Die Verbindung mit Aphthen ist sehr selten, jedoch glaubt der Verf., daß diese Complication epidemisch werden kann, und daß manche Schriftsteller diese Verbindung wegen dem sich zuweilen zugesellenden adynamischen Charakter, fehlerhaft mit dem Nahmen, Brandige Bräune der Kinder, bezeichnete. Aus

der Verbreitung der Entzündung wird sehr natürlich das öftere Vorkommen des Croup mit der Halsbräune erklärt. Die Complication des Croup mit der brandigen Bräune ist fast immer tödtlich. Sie wird kurz aber gut beschrieben. Hr. *Albers* hat sie nie beobachtet. Die Verbindung des Croup mit Peripneumonie hält Hr. Verf. für möglich, aber nicht für bewiesen, und die mit Pleuritis nur für sehr selten; einer ähnlichen Meinung ist Hr. *Albers*. Die häufigste und merkwürdigste aller Complicationen, deren der Croup fähig ist, ist die mit den Masern; der Croup erscheint in einem solchen Falle entweder mit dem Ausbruche des Exanthems oder nach dessen Verschwinden. Die Gefahr ist immer bedeutend, besonders aber, wenn der Croup im Zeitraume der Abschuppung hinzukam. Nicht selten verbindet sich der Croup mit den Blattern, meistens, wenn diese in das stadium suppuratorium übergangen sind, verläuft meistens langsamer und steht mit der Gutartigkeit der Blattern im geraden Verhältnisse. Sehr gefährlich und fast immer (nach Hr. *Albers* Beobachtungen immer) tödtlich ist die Complication des Croup mit dem Scharlach, weil das begleitende Fieber fast durchaus adynamisch ist, und die brandige Bräune folgt. Sehr schön widerlegt hier Hr. *Albers*, jene nicht wenigen Aerzte, welche diese Verbindung, besonders mit der sogenannten Scarlatina typhodes bezweifeln, oder gar läugnen. Da itzt überall die Scrophelkrankheit so ausgebreitet ist, so ist es sehr leicht, daß auch viele scrophulöse Kinder vom Croup befallen werden; daß aber diese vorzugsweise dieser Krankheit ausgesetzt seyn sollten, bezweifelt der Verf. und verneint gänzlich Hr. *Albers*.

§. 7. *Verschiedenheiten des Croup von einigen ihm ähnlichen Krankheiten.* Die Krankheiten, welche, ohne sich mit dem Croup zu vermischen, große Aehnlichkeit mit ihm haben, sind der Brustcatarrh, der hitzige Stickschusten, die verschiedenen Arten der Bräune, das Millar'sche Asthma: der Keichschusten, fremde Körper, die in der Luftröhre stecken geblieben (wohl vielleicht die durch sie verursachten Zufälle?) und die Luftröhrenschwindsucht. Der Verf. sagt, daß es unmöglich sey, den Catarrh vom Croup gleich im Anfange zu unterscheiden, oder, daß es vielmehr in diesem Zeitraume noch keinen Croup gebe, und der Catarrh allein vorhanden sey, daß er sich eben, sobald er nur eintrete, alsogleich durch den eigenthümlichen Ton der Stimme und des Hustens und durch die Behinderung des Athemhohlens zu erkennen gebe, und daß er wieder mit einem Catarrh schliesse. Die Analogie zwischen beyden Krankheiten besteht darin, daß

sie Entzündungen von einerley Natur sind, welche ihren Sitz in Membranen von gleicher Art haben; sie unterscheiden sich aber, daß die von der Entzündung ergriffenen Organe weder dieselben Functionen und Verhältnisse, noch den näherlichen Grad der Empfänglichkeit haben. Nach Hr. *Albers* leiden bey der Laryngitis, Tracheitis und Bronchitis hauptsächlich die Blutgefäße, bey dem Catarrhe die Drüsen. Doch ist Rec. nicht ganz mit Hr. *Albers* einverstanden, daß er diese zwey Krankheiten *wesentlich* verschieden nennt. 1. Der Unterschied zwischen dem Croup und dem hitzigen Stickschusten (Catarrhe-suffocant aigu welche Benennung Hr. *Albers* als unpassend verwirft und den Namen Bronchitis als den wahren Namen für diese Krankheit angibt) ist gut erklärt, wird aber besonders durch die Noten des Hr. *Albers* in ein besseres Licht gesetzt. Von der Angina tonsillaris, pharyngea und gangraenosa läßt sich der Croup schon durch das Gesicht leichter unterscheiden. Sehr lesenswerth ist das bey dieser Gelegenheit über die Angina inflammatoria Boerhaavii Gesagte. Die Identität des Croup mit dem Millar'schen Asthma, welche der Verf. gegen Hr. *Albers*, als falsch zu erklären sucht, wird hier neuerdings von diesem bestätigt, und jener vollkommen widerlegt. Die Kennzeichen, welche den Croup vom Keichschusten unterscheiden, waren hier, wie Hr. *Albers* richtig bemerkt, überflüssig; wurden sie aber schon angegeben, so hätte nach des Rec. Dafürhalten, das fast jeden Anfall von Husten schliessende Erbrechen, ja nicht ausgelassen werden sollen. Nicht leicht möglich ist die Verwechslung des Croup mit den durch in die Luftröhre gebrachte fremde Körper bewirkten Zufällen, und mit der Phthisis trachealis.

§. 8. *Classification des Croup, seine Arten und Verschiedenheiten.* Nachdem der Verf. einiges über die Wesenheit des Croup aus dem früher Gesagten recapitulirt, und sehr richtig bemerkt hat, daß nur derjenige gut über die Natur einer Krankheit urtheilen könne, welcher diese bey einer großen Anzahl Kranker und unter allen möglichen Umständen studirt hat, zeigt er zuerst die Falschheit der Behauptung, daß der Croup keine eigenthümliche sogenannte Entzündung, sondern bloß eine catarrhalische Krankheit oder ein Catarrh der Luftröhre sey. Er weist dem Croup den Platz unter den Entzündungen der Schleimhäute an, bringt die *Entzündungen der Schleimhaut der Luftröhre in ein Geschlecht*, zu dessen Benennung er den Namen: *Luftröhren-Bräune* vorschlägt; und theilt dieses Geschlecht in *drey Gattungen*: in den *Croup*, den *Stickschusten* oder

Croup der Bronchien und in die *Kehlkopfbräune*. Mit der Note des Hrn. *Albers*, daß er sich über das Irrige dieser Abtheilung nicht mehr zu erklären brauche, da es aus den vorhergehenden Noten deutlich erhelle, ist Rec. vollkommen einverstanden. Der Gattung Croup gibt der Verf. folgende zwey eigenthümliche Zeichen; a) die Neigung der Croupentzündung, immer im Innern des Larynx und der Trachea eine hautförmige Masse zu bilden, und b) den krampfhaften Reiz, von welchem der Croup beständig begleitet wird. Diese verwirft Hr. *Albers* weil das erste, nämlich die Absonderung einer coagulablen Lymphe diese Entzündung gar nicht characterisirt, da sie sich bey vielen andern Entzündungen einfindet, das zweyte aber: der krampfhafte Reiz nicht wesentlich ist, indem gelinde Grade der laryngitis und selbst die eigentliche Tracheitis ohne alle Krämpfe verlaufen. Als Grundverschiedenheiten des Croups betrachtet Hr. *Royer-Collard* den *sthenischen* und *asthenischen* oder den *entzündlichen* und *adynamischen* (Croup inflammatoire et adynamique). Der adynamische Croup läßt nach ihm keine Unterabtheilungen zu, aber den entzündlichen theilt er in *drey Abar en*: in den *gewöhnlichen* (ordinaire), in den *Stickeroup* (suffocant), und in den *krampfhaften* (spasmodique). Vortrefflich äussert sich Hr. *Albers*, da er sagt, daß er alle diese Abtheilungen nicht machen könne: die, statt feste Principien bey der Kenntniß und Heilung dieser Krankheit zu begründen, dieselben nur noch immer mehr verwirren. Der offenbar geistvollen und auf genaue und richtige Beobachtungen sich stützenden Idee des Hrn. *Jurine*, daß bey dem sogenannten Stickeroup der Larynx, bey dem gewöhnlichen aber die Luftröhre der Herd der Entzündung sey, und daß von diesem Sitze die Verschiedenheit in der Form der Krankheit abhängt (weßwegen Hr. *Jurine* den Stickeroup: Croup des Larynx, und den gewöhnlichen Croup der Trachea nennt), will der Verf. nicht so ganz huldigen. Der würdige Hr. *Albers*, welcher von der Richtigkeit der Idee des Hrn. *Jurine* vollkommen überzeugt ist, gesteht hier frey, daß dadurch die Preisschrift des Hrn. *Jurine* vor der seinigen einen großen Vorzug erhalte. Die Eintheilung des Croups in den *anhaltenden* und *aussetzenden* (Croup continu et croup intermittent) welche Hr. *Jurine* annimmt, wird sowohl vom Verf., als auch vom Hrn. *Albers* verworfen, und vom erstern die drey über den aussetzenden Croup vom Hrn. *Jurine* gemachten Beobachtungen widerlegt.

§. 9. *Vorhersagung beym Croup* Rec. findet die Prognose des Croups, obschon sie doch, wie

bey einer jeden Krankheit auch hier von sehr großer Wichtigkeit ist, viel zu kurz abgehandelt, und Manches wie z. B. die epidemische und endemische Constitution gar nicht berührt. Daß der Stickeroup weit gefährlicher sey, als ein gewöhnlicher mit Aphthen, oder selbst mit gutartigen Masern complicirter Croup, verneint Hr. *Albers*, da nach seinen Beobachtungen bey den heftigsten Fällen der Laryngitis die Kunst bey weitem mehr vermag, als bey den genannten Verbindungen. Die im Allgemeinen geringere Gefährlichkeit dieser Krankheit in Subjecten von einer starken, robusten Constitution, und die weit größere in schwammigen, nervösen und scrophulösen Individuen behaupten Hr. *Royer-Collard* und Hr. *Albers* ganz richtig. Eben so wahr ist das, rücksichtlich der Zeit, in welcher Hülfe geleistet wird, Gesagte. Unter den im Verlaufe der Krankheit sich ereignenden Erscheinungen, welche von den Schriftstellern als vorzüglich bey Stellung der Prognose zu berücksichtigende Momente angegeben worden sind, führt der Verf. an: den Auswurf von Stücken der falschen Membran, den milchartigen Urin, die Schweisse, den schleimigen Stuhlgang, u. s. w. äussert sich aber bloß über den Auswurf der falschen Membran. Als das einzige Zeichen, auf das man sich verlassen könnte, wird die Rückkehr der anhaltend freyen Respiration aufgestellt, womit auch Hr. *Albers* ganz einverstanden ist.

Zweyter Abschnitt. Untersuchung einiger Fragen in Beziehung auf den Croup, welche zur vollständigen Geschichte desselben nothwendig sind.
§. 1. *Alter des Croups.* Der Verf. hält es für wahrscheinlich, daß der Croup schon eine alte Krankheit sey, und daß er wegen den in den alten Zeiten ungewöhnlichen Leichenöffnungen mit andern Arten der Bräune verwechselt worden sey, weil die ihn begründenden Ursachen zu allen Zeiten existirt haben, und weil man in den Schriften der Alten, des *Hippocrates*, *Galenus*, *Aretaeus*, *Aetius* und Anderer, Beschreibungen von dem Croup ähnlichen Krankheiten findet; obschon keine einzige dieser Beschreibungen alle pathognomonischen Symptome des Croups vereinige. Hr. *Albers* ist vollkommen davon überzeugt und fügt noch sehr weislich hiezu, daß die Alten die Laryngitis der Erwachsenen, welche er als eine vom Croup nicht wesentlich verschiedene Krankheit ansieht, sehr gut kannten. Jenen, welche mehr über diesen Gegenstand wünschen, werden die neuen Werke des Hrn. *Double* und des Hrn. *Valentin* anempfohlen. Des *Baillou*, welcher nach den Behauptungen, besonders einiger französischer Aerzte, der erste den Croup gut beobachtet

und richtig beschrieben haben soll, wohl mehrere Croups, wie aus seiner Krankengeschichte erhellet, vor Augen, nichts desto weniger aber von der Natur der Krankheit keine richtige Idee gehabt habe, beweiset richtig der Verfasser, und bestätigt gleichfalls Hr. *Albers*. Nach Hrn. *Koeyer-Collard's* Aussage gebühre *Home* mit vollem Rechte das Verdienst, der erste gewesen zu seyn, welcher eine vollständige Geschichte des Croups entworfen, und die Natur und Zeichen desselben genau bestimmt hat. Sehr gut bemerkt Hr. *Albers* das man ja nicht, trotz der sehr großen Fortschritte in Hinsicht der Kenntniß dieser Krankheit, welche durch die Preisaufgabe *Napoleon's* bewirkt wurden, die Untersuchungen für beendet halten solle.

§. 2. *Häufiges Erscheinen des Croups*. Gewiß außer allen Zweifel gesetzt ist die Behauptung des Verf., daß, obschon mit der größten Wahrscheinlichkeit die frühere Existenz des Croups angenommen werden kann, derselbe jedoch in den letzten fünfzig Jahren sich viel häufiger gezeigt habe. Er bemerkt auch sehr richtig, daß die bessere Kenntniß dieser Krankheit allein nicht hinreichend sey, um diese größere Frequenz zu erklären. — Daß, nach der Meinung des Verf., die in den letzten Decennien größere Menge von catharralischen Krankheiten, einigen Antheil an dem öfteren Erscheinen des Croups habe, verneint Hr. *Albers*, weil er den Croup für eine vom Katarrh durchaus verschiedene Krankheit hält (?).

§. 3. *Ohngefähre Tödtlichkeit des Croups*. Unter den bedeutendsten dieselbe bedingenden Umständen werden aufgezählt: der Zeitpunkt, in welchem die Behandlung des Croups beginnt; die verschiedenen Veränderungen der Krankheit; ihre Complicationen; die Jahreszeit und die Gegend, in welchen er sich zeigt. Rec. vermifst hier sehr ungern die epidemische Constitution, da doch fast von allen Schriftstellern über diese Krankheit, Croup-Epidemien angenommen werden. Im Ganzen betrachtet, läßt sich noch kein bestimmtes Verhältniß der Sterblichkeit des Croups angeben. Die vorzüglichsten Resultate hierüber verdanken wir den Hrn. *Viesseux*, *Albers* und *Jurine*.

§. 4. *Chronischer Zustand des Croups*. Der chronische Croup wird vom Verf. so lange geläugnet, bis man nicht durch genaue und glaubwürdige Beobachtungen bewiesen hat, daß es zuweilen chronische Entzündungen der Schleimhaut der Luftröhre, begleitet von der Bildung einer falschen Membran in derselben, gebe, welche durch keinen andern Fehler dieses Organs hervorgebracht ist. Hr. *Albers* ist vollkommen damit einverstanden.

§. 5. *Rückfälle des Croups*. Der Verf. behauptet mit vollem Rechte, daß bey den Kindern, welche an Rückfällen des Croups leiden, eine besondere Empfänglichkeit für diese Krankheit Statt finde; welche Empfänglichkeit durch ein Zusammentreffen besonderer Umstände entwickelt, und wiederholt in Thätigkeit gesetzt werden könne, während dieselben Umstände auf diejenigen, bey denen diese Empfänglichkeit nicht vorhanden ist, gar keine Wirkung haben. Diese Rückfälle können sehr zahlreich seyn: so hat Hr. *Jurine* sieben, und Hr. *Olbers* in Bremen neun bey einem und demselben Kranken beobachtet. Daß *Autenrieth* und *Marcus* dieses nicht anmerkten, rügt Hr. *Albers* ganz richtig.

§. 6. *Chemische Bestandtheile der durch den Croup gebildeten Massen*. Die wenigen mit Sorgfalt über die falsche Membrane des Croups angestellten Versuche beweisen, daß dieses Produkt vorzüglich und fast ausschließlich aus Eyweißstoff gebildet worden. Nach *Schwilgué* ist diese Membrane unauflöslich im kalten und kochenden Wasser; auflöslich durch die Wärme in Alkalien, welche mit Wasser vermischt sind; und gibt bey dem Verbrennen kohlen saure Soda und phosphorsauren Kalk. Von der flüssig-schleimigen Materie, welche den Auswurf dieser Membrane beständig begleitet, und die entweder mit Auswurf heraufgebracht, oder nach dem Tode in den Bronchien gefunden wird, erwähnt der Verf., daß sie durch kochendes Wasser, Säuren und Alkohol, vermittelst der Hitze, weiß wird und gerinnet, jedoch klar wird, wenn man sie mit im Wasser aufgelösten Alkali erhitzt, und daß sie bey dem Verbrennen dieselben Produkte (vielleicht eher Edukte) liefert. Hr. *Albers* glaubt, daß die in der Luftröhre abgesonderte Materie alle allgemeinen Eigenschaften der als Folge einer Entzündung abgesonderten coagulablen Lymphe besitze, welche aber dadurch, daß sie von einer entzündeten Schleimhaut, und insbesondere vielleicht der Luftröhre, secernirt wird, so wie auch durch die verschiedenen von dieser Krankheit befallenen Individuen, durch die Krankheit, mit welcher diese Entzündung in Verbindung steht, u. s. w. sehr modificirt wird: so daß er also nicht ohne Grund vielleicht bezweifelt, daß die thierische Chemie eine im Allgemeinen sichere Analyse liefern werde (?).

§. 7. *Krankheiten, welche dem Croup ähnlich, (dem Croup ähnliche Krankheiten, welche) die Kunst hervorbringen kann, oder welche die Natur selber (selbst) zuweilen bey den Thieren hervorbringt*. Aus den mit Thieren angestellten Versuchen der Hrn. *Albers* und *Daval von Brest*, wel-

che der Verf. in kurzen anführt, zieht er folgende zwey richtige Folgerungen: *erstens*, daß, wenn die Kunst auch nicht den Croup bey Thieren hervorbringen kann, sie doch wenigstens im Stande ist, mit Hilfe eines heftigen Reitzes, einen Theil der ihm eigenthümlichen Symptome erscheinen zu machen; und *zweytens*, daß bey den Thieren, wie bey den Menschen, die Bildung einer falschen Membran im Innern der Luftröhre immer von einer vorhergegangenen Entzündung abhänge. Daß der Pippes bey den jungen Hühnern zu dem Croup gerechnet werden könne, bezweifelt Hr. *Albers*. Aus dem hier weiter Gesagten geht hervor, daß auch Thiere vom Croup befallen werden können. Die Anmerkungen des Hrn. *Albers* stehen vollkommen im Einklange mit den Worten des Verf.

Zweytes Capitel. Behandlung des Croups. Erster Abschnitt. Behandlung zur Heilung des Croups. Artikel 1. (falsch steht hier §. 1.) Die anscheinend vortheilhafteste Behandlungsart des Croups. Ganz aus den Begebenheiten des Tages gegriffen ist das was der Verf. hier spricht; unangenehm, aber gerecht sind die Vorwürfe, welche Hr. *Albers* besonders den deutschen Aerzten macht. Vortrefflich sagt der Verf.: „Die Hauptsache ist immer, daß man die Behandlung immer von dem ersten Augenblicke an, da sich die Krankheit ankündigt, anfangt. Zeit verlieren, heißt, alles verlieren, je mehr man sich beeilt, einzugreifen, desto sicherer ist der Erfolg; je mehr man zaudert, desto mehr geht die Hoffnung verloren.“ Man darf in der Behandlung des Croups nicht symptomatisch zu Werke gehen. *Der wirklich denkende Arzt muß hier die Entzündung in ihrem ganzen Umfange behandeln, und vor allem die Krankheit in ihrem ersten Ursprunge zu ersticken suchen.*

§. 1. *Behandlung des gewöhnlichen inflammatorischen Croups.* Als die ersten im einfachen Croup anzuwendenden Mittel rühmt der Verf. die Brechmittel und das Aderlassen (richtiger die Blutausleerungen). Das Brechmittel ist zu verabreichen, wenn wenig oder gar kein Fieber da ist, die Beschwerlichkeit des Athemhohlens noch nicht beträchtlich, und die Heiserkeit der Stimme und des Hustens fast das einzige Zeichen des eintretenden Croups ist. Daß, wie *Portal*, *Hopf*, *Marcus*, und *Formey* glauben, das Brechmittel nicht vor den Blutausleerungen angewandt werden dürfe, verneint Hr. *Albers*, und behauptet zugleich, daß die Brechmittel bey dem Anfang der Tracheitis,

stark und an demselben Tage wiederholt gegeben werden sollen. Zu den Brechmitteln rechnet der Verf. den Brechweinstein, und die Ipecacuanha, bald mit Zinkvitriol, oder in einem Absude der Polygala gegeben. Hr. *Albers* gibt dem Brechweinstein den Vorzug, wählt nur bey vorhandener Diarrhoe die Brechwurzel, und verwirft gänzlich die Verabreichung des Brechweinsteins im Seneka-Aufgusse im Anfange der Krankheit. Daß jene Aerzte, welche behaupten, kein Croup könne ohne Quecksilber geheilt werden, eben so irren, wie diejenigen, welche dies von den Blutausleerungen annehmen, beweiset, auf Erfahrungen gestützt, Hr. *Albers* zur Genüge. Meistens ist das örtliche Blutlassen durch Blutegel hinreichend; allein bey sehr starker Constitution, bey zu süchtender Erstickung, und bey heftigen den Kopf bedrohenden Congestionen, darf man, nach dem Verf., mit der allgemeinen Aderlaß nicht säumen, Als durchaus nothwendig zur Heilung des Croups, wie *Caillou* glaubt, findet Hr. *Albers* das Aderlassen nicht, gesteht jedoch, daß er heftige Anfälle des Croups dadurch wie verschwinden gesehen habe. Er läßt die Blutegel, damit keine Verblutung entstehe, wie er selbst einige Fälle beobachtet hat, am obern Theile des Brustbeins legen, wo sich die Schlüsselbeine daran befestigen, weil hier die Blutung am leichtesten durch Druck gestillt werden kann. Ganz recht bemerkt der Verf., was auch Hr. *Albers* billigt, daß man, wenn die erste Blutausleerung die Symptome nicht zum Sinken bringen sollte, zu einer zweyten, ja selbst nach den Umständen zu einer dritten und vierten schreiten könne; ferner, daß man auch nach dem Blutlassen ein Brechmittel, oder wenigstens den Brechweinstein in kleinen (abgebrochenen) kurz auf einander folgenden Gaben anwenden dürfe, um dadurch die Ausleerung der schleimigen Materien, die sich fortgesetzt in der Luftröhre anhäufen, zu bewirken. Hiermit stimmen die wichtigen Beobachtungen der Schweizer-Aerzte und *Cheyne's* überein. — Man bezwingt auf diese Art den Krampf, der sich derselben bemächtigen will, und man bringt eine glückliche Ableitung nach der Haut, durch Hervorbringung des Schweißes zu Stande.

(Der Beschlus folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 97.

Dienstag den 5. December.

1815.

Heilkunde.

Abhandlung über den *Group* vom Dr. *Royer-Collard*, Inspector der Universität zu Paris, Sekretär der daselbst vom Kaiser ernannten Commission, welche über die diesen Gegenstand betreffenden Preisschriften geurtheilt hat. Aus dem *Französischen* vom Dr. *N. Meyer*, Mit einer *Vorrede* und *Anmerkungen* vom Dr. *Z. A. Albers*. Hannover, bey den Brüdern Hahn, 1814. S. XIV. und 282 in Octav.

(Beschluss.)

Stimmen die im Anfange der Krankheit angewendeten Brechmittel und Blutausleerungen die Heftigkeit derselben nicht ganz herab; so leistet die wirksamste Hilfe ein breites Zuggpflaster. Hr. *Royer-Collard* belegt damit den vordern Theil des Halses, wie mit einem Halsbande, und bedeckt selbst die frischen Stiche der Blutegel, was Rec. wegen der damit ohne Zweifel verbundenen großen Schmerzen doch nicht anrathen möchte. Rec. ist vielmehr mit Hrn. *Albers* einverstanden, welcher mit *Ferriar*, *Vieusseux*, und Andern die Blasenpflaster im Nacken oder zwischen den Schultern appliziert, weil dort die Kinder die Anwendung derselben geduldiger ertragen. Mit diesen Mitteln werden verdünnende (schleimige) Getränke, Brustsäfte und dgl. verbunden. Hat der Reitz (wohl besser die Entzündung) nachgelassen, so werden dem Säftchen ein oder zwey Gran Kermes und eben so viel Kampher zugesetzt. Nach Hrn. *Albers* ist diese Verbindung von dem größten Nutzen, und dieß sind auch die hauptsächlichsten innerlichen Mittel, deren sich der würdige Hr. *Albers* in Bremen zur Heilung des Croups bedient. Das Einathmen der erweichenden Dämpfe, welches so großen Vortheil gewähren würde ist nach dem Verf. und Hrn. *Albers* bey Kindern sehr schwer zu bewerkstelligen; indessen hält es

Zweytes Heft.

Rec. doch leichter möglich mittelst eines Schwammes, welcher dem Kinde in der Nähe des Mundes vorgehalten wird. Um den Auswurf der die Membran bildenden Masse zu bewirken führt der Verf. an: die Brechmittel, sowohl in kleinen, als in Brechen erregenden Gaben; den Kermes allein, oder in Verbindung mit Kampher; den Meerzwiefelhonig, die Abkochung der Senega; Dämpfe von Wasser und Essig; bloßem Essig, oder Ammoniak in Wasser aufgelöset; zuweilen selbst Niesmittel, von welchen letztern sich Hr. *Albers* keinen großen Nutzen verspricht. Die Gabe des Kermes in fünfzehn bis zwanzig Stunden bestimmt der Verf. auf zwey Gran, die des Kamphers in derselben Zeit auf drey Gran; mit dem erstern Mittel steigt Hr. *Albers* in der Dose bis Uebelkeiten und wiederhohltes Erbrechen erfolgen. Die Meinung, daß man mit auf chemische Art wirkenden Mitteln eine Auflösung der gebildeten Membran bewirken könne, verwirft Hr. *Albers*, und der Verf. ist mit ihm einverstanden. Als ein vorzügliches, den doppelten Reitz der Entzündung und des Krampfes besänftigendes Mittel wird ein warmes Bad, in der Temperatur von 27 bis 28 Graden nach *Reaumur*, sehr richtig angerühmt, worin man den Kranken eine bis zwey Stunden läßt, und welches man selbst zweymahl im Tage anwenden kann. Die darauf erfolgende Ausdünnung bringt die so günstige Abspannung hervor. Hr. *Albers* empfiehlt dieses Mittel sehr dringend. Nicht ohne Nutzen ist nebstdem die wiederhohlte Anwendung von Sinapismen. Die von Hrn. *Giraudi* als specifisch im Croup ausgerufenen reizenden und drastischen, aus Jalapa in Pulver und einem starken Leinsaamen-Absude bereiteten Klystire benöthigen wohl noch eine größere auf Erfahrungen sich gründende Bestätigung, ehe sie mit dem Verf. für so vorthellhaft wirksam gehalten werden können. Ueber die vom Verf. und etlichen andern Schriftstellern empfohlene Aetherdämpfe fällt Hr. *Albers* kein Urtheil, weil seine Erfahrungen über dieses Mittel nichts entscheiden. Hat das Fieber den Charakter der

Schwäche ganz angenommen, sind die Kräfte gesunken, droht Erstickung; so muß die verlöschende wollende Lebenskraft erweckt, und der Ueberrest derselben gegen den doppelten Angriff des Krampfs und der falschen Membran vertheidigt werden. Hierzu eignen sich am besten ableitende, tonische, kramfstillende, und Brustmittel. Ein concentrirter Senega-Absud, Kampher, Kermes, Chinaextract, Wein, besonders und vorzüglich aber wird der Moschus angerühmt, zu 12 bis 24 Gran in 24 Stunden. Die Hrn. *Olbens* und *Albers* loben ihn gleichfalls. Die Genfer Aerzte gebrauchten an seiner Statt die *Asa foetida*, welche Hr. *Albers* nicht so ganz loben will. Was die unter diesen Umständen nach dem Verf. nur mit der größten Vorsicht anzuwendenden Brechmittel betrifft; so verwirft sie Hr. *Albers*, und Rec. ist ganz seiner Meinung. Ganz richtig sind die Vorschriften, welche der Verf. dem schon im Verlaufe oder auf der Höhe der Krankheit gerufenen Arzte an die Hand gibt. Eine strenge Diät muß während der ganzen Krankheit beobachtet werden. Bey noch vorherrschenden entzündlichen Charakter darf man bloß etwas leichte Fleischbrühe geben, wenn dieser abnimmt, leichte Suppen, Reishrey, ein wenig Compot von süßen Früchten, Gallerte, Honig u. dgl. erlauben; sinken aber die Kräfte, so reicht man häufiger Fleischbrühe, gibt etwas Zimmt zum Getränk (?) und gewährt Wein mit Wasser und Zucker. Jeder Eindruck von Kälte und Feuchtigkeit muß entfernt werden, und die Temperatur angenehm warm seyn. Die vom Croup genesenen Kinder müssen sorgfältig, wegen ihrer großen Empfindlichkeit gegen äussere Einflüsse, vor Rückfällen bewahrt werden.

§. 2. *Behandlung des Stickeroups.* In dieser Krankheit, welche nichts anders als ein heftiger Grad der Laryngitis ist, müssen die oben angeführten Mittel schnell nach einander angewendet werden. Sehr richtig tadelt Hr. *Albers*, daß der Verf. den Gebrauch des Quecksilbers hier ganz übergangen habe, das sich in einem solchen Falle besonders wirksam beweiset; und zieht bey eintretender Schwäche den Bisam in Substanz der hier angerühmten Bisamtinktur vor.

§. 3. *Behandlung des krampfhaften Croups.* Aus den hier als nützlich angerühmten Mitteln geht sehr deutlich hervor, daß die Vorstellung von einem krampfhaften Croup ganz irrig sey; und, wie Hr. *Albers* trefflich sagt, sind diese Krampffälle keiner reinen Nervenaffection, sondern mehr der fortdauernden Entzündung und der abgesondernten plastischen Lymphe, und nach des Rec. Dafürhalten vielleicht zugleich einer individuellen nervösen Constitution zuzuschreiben.

§. 4. *Behandlung des asthenischen Croups.* Die Therapie ist hier ganz richtig festgesetzt, bis auf die reizenden Klystire, welche Hr. *Albers* aus Furcht, dadurch eine schwächende Diarrhoe zu verursachen, ganz verwirft, und den nicht erlaubten Gebrauch des Bades, welches letzterer dringendst empfiehlt.

§. 5. *Behandlung des complicirten Croups.* Die Complicationen des Croups verändern fast nie die gegen die Hauptkrankheit anzuwendende Heilmethode; und nur den dringendsten Zufällen muß man zu Hülfe eilen. So müssen bey fauligen oder böartigen Aphthen, bey der brandigen Bräune besonders China, saure Gurgelwässer, u. dgl. dienen. In den Complicationen mit acuten Hautausschlägen rühmt der Verf. vorzüglich das Calomel. Bey der Complication des Croups mit Scropheln, welches Hr. *Albers* als keine Complication ansieht, erfordern die Blutaussäuerungen viel Vorsicht.

Artikel 2. *Untersuchung über einige Mittel, welche gegen den Croup vorgeschlagen sind, deren Wirksamkeit aber noch nicht allgemein anerkannt ist.* Die hier zu prüfenden Mittel sind: das Ammoniak, das kohlen- und salzsaure Ammoniak, der Merkur, das Opium, die Polygala Senega, die Abführungen, die drastischen Klystire, die Tracheotomie, das Brenneisen und die schwefelsaure Pottasche (geschwefelte Pottasche soll es heißen).

Die Anwendung des *Ammoniaks*, des kohlen- und salzsauren im Croup gründet sich auf die chemische Erfahrung, daß Eyweissstoff in diesem Alkali lösbar ist. Das richtige Urtheil über dessen Gebrauch enthalten folgende Worte des Verf.: „Dieses Mittel aber wie ein allgemeines Specificum anwenden, und diese angebliche Eigenschaft auf eine bloß willkürliche Anwendung der Chemie auf den thierischen Organismus gründen, heisst, Hypothesen an die Stelle der Beobachtungen setzen, und zeigen, daß man keine feste Ideen weder über die Krankheit, noch über die Gesetze habe, welche den lebenden Körper regieren.“

Daß der *Merkur* sich im Croup unter allen Arzneymitteln den größten Ruhm erworben habe, unterliegt wohl keinem Zweifel. Die amerikanischen, die meisten englischen und nordischen Aerzte weisen ihm in dieser Krankheit den erten Platz an. Das Calomel ist das gebräuchlichste Präparat, und zuweilen werden mit ihm noch Einreibungen der gewöhnlichen Mercurialsalbe verbunden. Hr. *Albers* wendet diese Frictionen jetzt nur sehr selten an, wegen ihrer sehr langsamen Wirkung, und gebraucht sie, wie Hr. *Harles* nur in jenen Fällen, wo Diarrhoe zugegen ist, oder durch kleine Gaben des Quecksilbers bewirkt wurde.

Wie Hr. *Royer-Collard* ganz richtig bemerkt, herrscht unter den Aerzten, rücksichtlich der Gabe dieses Mittels, des Zeitraums der Krankheit, in welchem sie es anwenden, der Rolle, die sie es spielen lassen, und des Grades des Zutrauens, das sie ihm schenken, noch eine sehr große Verschiedenheit. Die Aerzte, welche das Quecksilber besonders empfehlen, führet Hr. *Albers* an. Man wendet das Calomel nach den Blutausleerungen und Brechmitteln an, gibt es gewöhnlich in kleinen Dosen, zu einem halben oder ganzen Gran alle drey bis fünf Stunden. Hr. *Albers* rathet zwar starke aber nicht zu große Gaben zu geben, und gibt einige Beyspiele von den von manchen Aerzten angewandten großen Gaben an; Rec. ist aber mit ihm nicht ganz einverstanden, wenn er die Gabe von einem Gran alle zwey Stunden schon sehr groß nennt. Von deutschen Aerzten gaben *Autenrieth* und *Marcus* die stärksten Gaben, letzterer erzählt selbst, daß er Kinder sah, welche in 48 Stunden 200 bis 400 Gran Calomel ohne den geringsten üblen Erfolg (?), und ohne die geringste Spur eines Speichelflusses nahmen. Hr. *Albers* nimmt nicht an, daß das Quecksilber die Blutausleerungen ersetzen könnte. Bey einer von dem Quecksilber veranlafsten, schwächenden Diarrhoe empfiehlt Hr. *Albers* nebst der Verbindung des Calomels mit Opium, Klystire von Amidon allein, oder mit einigen Tropfen von Opium, und innerlich, um die Kräfte mehr zu heben, Kampher und Moschus. Der hier angeführten Heilmethode *Autenrieth's* gibt Hr. *Albers* seinen Beyfall nicht; jener sucht vorzüglich durch sehr große Gaben von Merkur und durch starke Essigklystire, die Krankheit auf den Darmkanal zu werfen. Die sehr rationelle Anwendungsart des Quecksilbers, deren sich die Hrn. *Olbers* und *Albers* bedienen, wird uns vom Verf. mitgetheilt, und letzterer gibt noch einige Erläuterungen hinzu. In Genf bedienen sich die Aerzte dieses Mittels gar nicht, und sind doch auch glücklich in ihrer Behandlung; der Croup ist in dieser Stadt meistens mehr inflammatorisch, und daher ist auch ihre Therapie ganz antiphlogistisch. Aus dem Gesagten macht der Verf. folgende vier ganz passende Folgerungen: 1.) Daß der Merkur nicht durchaus nothwendig zur Heilung des Croups ist; 2.) daß es unmöglich ist, ihm vortheilhafte Wirkungen in dieser Krankheit abzustreiten; 3.) daß die noch so große Wirksamkeit desselben im Croup doch nicht hinreiche, um in allen Fällen eine ganz sichere Heilung hervorbringen; und 4.) daß der Merkur auch manches Nachtheilige habe. Er glaubt, daß der Merkur in dieser Krankheit eine wohlthätige Ableitung hervorbringe, indem er auf die Speicheldrüsen und den Darm-

kanal wirkt; ferner eine glückliche Veränderung in der Absonderung, welche in der Schleimhaut der Luftröhre Statt findet, und die Ausleerung oder Einsaugung der falschen Membran bewirke.

Das *Opium*, welches von einigen Aerzten sehr gelobt wird, und das *Gregory* fast dem Blutlassen rücksichtlich der guten Wirkung in dieser Krankheit gleichstellt, ist wohl nur, wie auch Hr. *Albers* bemerkt, dann anzuwenden, wo die Entzündung mäßig ist, die dadurch veranlafsten Krämpfe aber unverhältnißmäßig stark sind. Auch Hr. *Royer-Collard* sagt, daß man das Opium bis itzt vernünftiger Weise, nur mit der größten Vorsicht, und immer andern Mitteln untergeordnet anwenden könne.

Die *Senega* empfehlen als Specificum die Hrn. *Aroher*, aus der Grafschaft Harfort in Maryland; sie fangen ihre Behandlung mit Blutlassen, abführenden und schweißtreibenden Mitteln an, und geben dann einen starken Absud von dieser Wurzel. Vortheilhafte Wirkungen im Croup sind diesem Mittel nicht abzuläugnen; jedoch bestimmen der Verf. und Hr. *Albers* und mit ihnen auch Rec., den Zeitpunkt ihrer Anwendung erst dann, wenn der sthenische Charakter der Entzündung schon gebrochen ist.

Der *Abführungen* und *abführenden Klystire* bedient man sich im Allgemeinen bey der Behandlung des Croups nicht. Die Hrn. *Autenrieth* und *Giraudi* empfehlen vorzüglich die letztern, jener, wie schon gesagt, die aus Essig, dieser die aus Jalappa bereiteten. Hr. *Albers* führt noch den Dr. *Tourlet* zu Paris an, welcher gleichfalls dieser reizenden Klystire besonders anrühmt. Die Erfahrung hat bis jetzt die Aussprüche dieser Aerzte noch nicht entscheidend geheiligt.

Die *Tracheotomie* wurde zuerst von *Homo* als das letzte Hülfsmittel im Croup angerühmt, nach ihm aber von den meisten Aerzten mit Recht verworfen. In neuern Zeiten hat sie Hr. *Caron* mit sehr großen Eifer verfochten, sich aber dadurch nicht den geringsten Beyfall erworben. Sehr genügend beweiset der Verf. die Unzulänglichkeit dieser Operation im Croup, indem er darthut, daß es fast immer unmöglich ist, die falsche Membran durch die Tracheotomie zu entfernen, daß die Operation die Krankheit selbst, nämlich die Entzündung nicht heben kann, im Gegentheile bedeutend vermehren muß, und daß die damit Amerika, Spanien, Dännemark, in mehreren Gegenden von Deutschland, in Genf, Brest, Lyon und Paris angestellten Versuche immer unglücklich ausfielen.

Das *Brenneisen* empfahl uns zuerst Hr. *Valentin*, er gebraucht es im Verlaufe der Krankheit, wenn die frühern Mittel nicht mit einem günstigen

Erfolge gekrönt wurden, und applicirt es an zwey oder drey Stellen, zu beyden Seiten des Kehlkopfes, dem untern Rande der cartilago thyroidea gegenüber, und vorn auf die Luftröhre, etwas über dem Brustbeine. Ganz richtig sagt der Verf., daß es vielleicht kein Mittel gibt, welches sich mehr eignete, eine Ableitung zu machen, die schnell und kräftig im Stande wäre, die fürchterlichen Zufälle, die man zuweilen bey dem Croup bemerkt, aufzuhalten. Doch muß erst die Erfahrung den Nutzen des Brenneisens bestätigen.

Das *geschwefelte Kali* oder *Natron* wird hier vom Verf. auch gewürdigt, das hierüber Bekannte mitgetheilt und daraus der Schluss gezogen, daß es kein spezifisches Mittel im Croup sey, und daß die Klugheit rathe, es nur als ein Hülfsmittel anzuwenden, ohne die übrigen angezeigten Mittel zu unterlassen.

Zweyte Abtheilung, (zweyter Abschnitt). *Behandlung zur Vorbeugung des Croups*. Im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es keine Präservativkur des Croups. Hr. *Albers* findet es sonderbar, daß man gerade bey dieser Krankheit auf Vorbeugungsmittel gedacht habe, welche doch eben so gut bey anderen ähnlichen Krankheiten angewandt werden dürften, wenn sie überhaupt Statt finden können. Rec. erklärt sich aber dieses ganz leicht aus der so großen Lethalität dieser Krankheit. Alle Vorbeugungsmitteln beschränken sich auf einige Vorsichtsmaßregeln, welche sich nach dem Individuum und den gegenwärtigen Umständen richten, und in manchen Fällen vortheilhaft wirken können, deren Wirkung aber, wie der Verf. sagt, fast nie sicher und anhaltend ist. Diese Vorsichtsmaßregeln sind nach ihm von zweyerley Art.

§. 1. *Maßregeln, die Ursachen des Croups zu entkräften, oder die Kinder ihrer Einwirkung zu entziehen*. Treffend bemerkt Hr. *Albers*, daß alle zum Theile zweckmäßigen, vom Verf. rückichtlich der Erziehung, Gewohnheit, und Lebensart angegebenen Vorschläge, wohl die Gesundheit eines Kindes überhaupt verbessern, keinesweges aber den Croup verhüten können. Besonders ist der Eindruck einer feuchten Kälte zu vermeiden; sehr wahr ist das hierüber und hinsichtlich der Croupepidemie vom Verf. Gesagte. Hr. *Albers* fügt noch hinzu, daß man keine Heiserkeit und keinen auch nur einigermassen suspecten Husten vernachlässigen solle.

§. 2. *Besondere Vorsichtsmaßregeln, um dem ersten Eindruck (e), den die unmittelbaren Ursachen des Croups auf die Kinder, die ihrem Einflusse (e) ausgesetzt waren, hervorgebracht haben, entgegen zu wirken*. Rec. ist gleicher Meinung mit Hrn. *Albers*, welcher sagt, daß er das hier im Eingan-

ge Gesagte nicht verstehe, und die Symptome, welche fürchten lassen, ein Kind hätte die Ursachen, welche den Croup hervorbringen, erlitten, nicht kenne. Die hier mitgetheilten Vorschriften sind theils zu allgemein, theils mehr zur Heilung der in der Entstehung sich befindenden Krankheit, als zu deren Vorbeugung geeignet. Ganz richtig empfiehlt der Verf. am Ende den Eltern, ja die ersten Zeichen der Krankheit gut zu beobachten und kennen zu lernen, damit zu rechter Zeit Hülfe gesucht und dadurch das Uebel in seiner Geburt vernichtet werden könne. Angehängt ist das Verzeichniß der von Hr. *Albers* in den Noten angeführten Schriftsteller, welches sehr bedeutend ist, und dem so belesenen Manne zu einem großen Lobe gereicht.

Die Uebersetzung ist ganz gut gerathen, und der Genius beyder Sprachen genau beachtet worden.

Die Auflage selbst ist nett und ziemlich korrekt.

C. N. K.

Staatsarzneykunde.

Joseph Schallgrubers, der Heilkunde Doktors, ehem. öffentl. ordentl. Professors der Anatomie und Physiologie an der hohen Schule zu Krakau, der Zeit Professors der theoretischen Medizin zu Grätz; Mitglieds des ärztlichen Kunstvereins zu Altenburg, *Aufsätze und Beobachtungen im Gebiete der Heilkunde, sammt Darstellung der Bäder zu Neuhaus und Tuffer in Steyermark*. Grätz 1818, im Verlage bey Alois Tusch. 8. min. 150 S.

Der gelehrte und emsige Verfasser liefert nur im vorliegenden Werkchen eine Sammlung von zwar kurzen, aber meistens interessanten Aufsätzen und eigenen Beobachtungen. Er betrat somit als Schriftsteller jene Bahn, auf welcher sich schon ein Nicol. Tulpius, Kil. Riedlinus, Chr. Hagedorn u. m. a. durch die *nulla dies sine linea* um die Heilkunde verdient gemacht haben.

Die ersten drey Aufsätze betreffen die noch wenig bekannt gewesenen Bäder zu *Neuhaus* und *Tuffer* in Steyermark bey *Cilli*. Beyde kommen in ihren Bestandtheilen und Wirkungen so ziemlich mit einander überein, und sollen sich vorzüglich in offenen Schäden, Ausschlägen und anderen örtlichen, von Unreinigkeiten oder Atonie herrührenden Hautaffectionen heilsam erweisen. Aber eben darum können wir das daselbst übliche gemeinschaftliche Baden in *Bassins*, keines-

wegs billigen, somit auch nicht der Behauptung des Herrn Verfassers beypflichten, daß es zur Erhöhung der Vitalität beytrage; indem eine mit offenen Schäden, Hautausschlägen u. dgl. behaftete, somit äußerst ekelhafte Badegesellschaft nothwendig die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen muß.

Die übrigen achtzehn Aufsätze enthalten physiologische oder pathologische Beobachtungen über dieselben. Sie sind jedoch bereits einzeln in periodischen Schriften öffentlich erschienen. Wir halten darunter die Bemerkungen über die Folgen einer Hirnerschütterung, das Henken, den Selbstmord, die Lungenprobe, die übergroße Thymusdrüse, den Mißbrauch der Aloe für die interessantesten und wichtigsten; müssen jedoch bemerken, daß sich aus jener ärztlichen Beschreibung der krankhaften Gefühle nach der Hirnerschütterung, wegen des Einmengens vorgefaßter Meinungen und einer kränklichen Einbildungskraft, nicht mit Sicherheit Folgerungen machen lassen; daß Rec. in den Leichen erhenkt gefundener Selbstmörder keine Spur des Stickschlusses, sondern die deutlichsten Merkmale des Schlagflusses, auch nicht immer einen sugillirten Eindruck vom Würgebande wahrgenommen habe; daß die in den innern Zeugungstheilen jüngerlicher, oder noch nicht männbarer Mädchen wahrgenommenen Haare, Knochen, Zähne nicht sowohl von einer Empfängniß durch Träume oder durch Selbstbefriedigung, als vielmehr entweder von einer wirklichen Geschlechtsvermischung, oder von einer *conceptio foetus in foetu* herrühre; und daß wir in diesen Aufsätzen hin und wieder (z. B. S. 67) eine auffallende Vernachlässigung der sonst guten Schreibart wahrgenommen haben. — Irret Rec. nicht, so gehört der gelehrte Titel: *Mitglied des ärztlichen Kunstvereins zu Altenburg* unter die in den öster. Staaten verschollenen.

T.

Darstellung der Medicinalverfassung Sachsens nebst Vorschlägen zu ihrer Verbesserung von Dr. Anton Friedrich Fischer, Arzt zu Dresden, Leipzig, 1814, in der J. Benj. Fischer'schen Buchhandlung. 8. 64 S. sammt Vorrede und Dedicatio.

Dieser warmen und offenen Darstellung zu Folge befindet sich das Medicinalwesen in Sachsen, trotz des glänzenden Beyspiels seiner Nachbarn, noch immer in der Kindheit. Aelterärzte treiben nicht nur in Städten und Dörfern, son-

dern selbst in der Residenz, unter den Augen der Landesregierung ungestraft ihr Unwesen (S. 11.); wenigstens können sie durch ein Bischen Schlaubeit, oder unter dem Beystande eines dienstfertigen Defensors der Strafe des Todtschlages leicht entkommen (S. 12). Leute, die bey uns nur noch aus veralteten Medicinalgesetzen bekannt sind, nämlich die *Königsear Arzney- und die ungarischen Ollitätenkrämer*, durchstreichen bis zur Stunde das Land und beziehen mit obrigkeitlichen Concessionen versehen die Märkte und Messen (S. 17.). Alle Arten der Getränke und Lebensmittel unterliegen der Fälschung oder Vermischung; es fehlt sogar an einem eigenen Apothekerbuche und einer Medicinaltaxe (S. 20.); und selbst die Schutzpockenimpfung ist bloß dem Privatunternehmen der ausübenden Aerzte anheim gestellt (S. 25). Zwar hatte Sachsen seit 1768 ein Sanitätscollegium; aber dießes war ohne executive Gewalt und nicht einmahl mit einer vertretenden Justizbehörde verbunden (S. 22); hatte keinen Fond, und war sogar dazu erniedrigt, ungebildete Quacksalber zu prüfen (S. 24). Das jährliche Fixum der Physiker belief sich höchstens auf 50 Thaler, etwas Holz und einige Scheffel Getreide; dafür mußten sie aber doppelte Personensteuer entrichten (S. 26). Kein Wunder also, daß bey dieser elenden Besoldung und den vielen Geschäften zuletzt sich kein Mensch um vakante Physicate meldete (S. 28) u. s. w.

Auf dieses Klageglied folgen fragmentarische Vorschläge zur Abstellung der genannten Gebrechen in der öffentlichen Gesundheits- und Krankenpflege; deren vollständige Erörterung der Hr. Verf. jedoch von einer niederzusetzenden Commission erwartet. Wie gemäfsigt aber seine eigenen Vorschläge sind, erhellet schon daraus, daß er, um einer Seits das Landvolk zufrieden zu stellen, anderer Seits das Ersparniß des Aerrariums nicht aus dem Auge zu verlieren, darauf anträgt, auch jene Medicaster in die Lehranstalt aufzunehmen, die gegenwärtig vom Landvolke ungemein verehrt werden, und vermöge ihres Alters, ihren Geistesanlagen des Unterrichtes fähig sind, und das landärztliche Institut mit der chirurgischen Pepiniere zu verbinden. (S. 57.)

Wenn gleich durch die Erscheinung dieses Werkes der Wissenschaft selbst kein positiver Gewinn zuwächst; so kann sie doch für Sachsen von wohlthätigen Folgen seyn. Nur wünschen wir, daß daselbst diese Schrift nicht verkannt, gemäfsbilligt, oder wohl gar aus einem falschen Gesichtspunkte betrachtet werde, und die Stimme dieses patriotischen Arztes vor den hohen Staatsbeamten Sachsens nicht in der Wüste verhalle.

T.

Staatsgeschichte.

Denkschriften der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München für das Jahr 1813, München auf Kosten der Akademie 1814. 4to. Geschichte der Akademie XXXIV. S. Philologische Abtheilung 46 S. Mathematische und physische Abtheilung 380 S. Geschichtliche Abtheilung 188 S.

Dieses ist der vierte bisher erschienene Band der Denkschriften der im J. 1807 nach einem neuen und großen Plane erweiterten königl. bayerischen Akademie. Dem Vorsatze der Akademie gemäß sollte für jedes Jahr ein besonderer Band erscheinen, wie der vor uns liegende für das Jahr 1813, und der erste für das Jahr 1808. Da aber die Denkschriften der Jahre 1809 und 1810, so wie die der Jahre 1811 und 1812 in einem Bande zusammengefaßt worden, so machen die bisher erschienenen Denkschriften der ersten sechs Jahre der Akademie nicht sechs, sondern vier Quartbände von ungleicher Dicke, von denen wir, da die ersten ihrer Erscheinung nach über das Zeitgebieth der L. Z. hinausliegen, hier nur den letzten anzeigen wollen. Jeder Band dieser Denkschriften enthält seiner Einrichtung gemäß zuerst die Geschichte des verflossenen Jahrs mit römischen Ziffern bezeichnet, dann die Abhandlungen der drey Classen, in welche die Akademie zerfällt, nämlich: der philosophischen, physisch mathematischen und historischen, mit immer neu anfangenden Seitenzahlen, so daß jede Abtheilung besonders gekauft und gebunden werden mag. Aufser diesen hier gesammelten Abhandlungen sind noch mehrere andere von verschiedenen Mitgliedern in Druck erschienen, z. B. Hr. Med. Raths Guthe's antiquarisch lithognostische Abhandlung *über den Asträos des Plinius*, Hr. Michael Oppels *Ordnungen, Familien und Gattungen der Reptilien*, welche den Anfang eines Bandes machen, der längere Abhandlungen aus dem Portfeuille der zweyten Classe enthalten soll. Jede der drey Classen wird künftig solche besondere Bände, mit Abhandlungen, welche in den jährlichen Denkschriften keinen Platz finden konnten, herausgeben.

Eben so wenig als diese besonderen Abhandlungen sind den Denkschriften die an den festlichen Tagen der öffentlichen Versammlungen (deren jährlich zwey, nämlich am Stiftungs- und am Nahmenstage des Königs statt haben) gehaltenen Reden einverleibt, deren mehrere besonders im Buchhandel erschienen, und durch ihre Vortrefflichkeit gewiß den meisten Lesern d. L. Z. ohnedieß schon früher bekannt geworden sind. Sol-

che Reden und Vorlesungen war die des ersten Präsidenten der Akademie des verehrten Veteranen *Jakobi* zur Eröffnung derselben „über den Geist und Zweck gelehrter Gesellschaften“ gehaltene Rede; die in der zehnten öffentlichen Versammlung vom Generalsecretär der Akademie Hr. *Schlichtegroll* „über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur“; von *Jakobs* „über den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerker und den Ursachen desselben“; vom Hofrath *Breyer* „über den Vater der bayerischen Geschichte Johannes Aventin“; vom Oberfinanzrath *Friedrich Roth* „über Thucydides und Tacitus vergleichende Betrachtungen,“ und endlich die letzte am Stiftungstage der Akademie (29. März 1813) von Hr. Kreiskirchenrath *Martini* „über die Einführung der christlichen Religion als Staatsreligion im römischen Reiche durch den Kaiser Konstantin,“ gehaltene Vorlesung. Zu diesen feyerlichen, besonders im Drucke erschienenen Reden kommen dann noch die gekrönten und besonders gedruckten Preisschriften, die Jahrsberichte des Generalsecretärs, die Jahresberichte der einzelnen Classen, das akademische Taschenbuch, und die gedrängte Geschichte vor jedem Bande der Denkschriften.

In dieser wird von den öffentlichen oder feyerlichen Versammlungen (am Stiftungs- und Maximilianstage), von den allgemeinen oder Geschäftsversammlungen (worin die allgemeinen Geschäfte der Akademie verhandelt werden, und deren in jedem Monate eine gehalten werden soll) von den wissenschaftlichen Versammlungen der einzelnen Classen, von den zur Akademie gehörigen Instituten, als: der Centralbibliothek, dem Antiquarium, dem botanischen Garten, der Mineraliensammlung, dem Münzkabinete, den mathematisch physikalischen Sälen (zu denen noch das chemische Laboratorium, die Sternwarte und die anatomische Anstalt, kommen werden; von den Preisfragen und den Veränderungen im Personal Bericht erstattet.

Die Centralbibliothek erhielt im Jahr 1813 ansehnliche Vermehrungen, theils durch Geschenke von Privaten, theils durch mehr als tausend Bände naturhistorischer Werke aus der Sammlung des sel. Prof. von Schreber in Erlangen. Das Antiquarium konnte noch nicht eröffnet werden, wurde aber sowohl durch Geschenke von Einzelnen, als durch die Sammlungen, die ehemals dem Fürstbischöf von Passau und dem Fürst Abten von St. Emmeran gehörten, bereichert. Dem botanischen Garten sieht man seine Jugend nicht an. Hr. Maffei sandte mehr als 300 Pflanzenarten aus dem südlichen Frankreich, Hr. Fischer von Goremki bey Moskau eben so viel Saamenar-

fen, und Dr. Rechland 1800 Sämereyen aus dem Parisergarten ein. Die sechs Abtheilungen des 462 Schuhe langen Gewächshauses wurden vollendet und der König schenkte dem Garten neunthhalbhundert zum Theile sehr seltene Gewächse. Aufser dem schreiberschen Herbarium bereicherte Schreber's Nachlaß auch die zoologisch-zootonische Sammlung. Die Mineraliensammlung wurde geordnet. Schon ist das Demant-Zirkon- und Kieselgeschlecht, das 1518 Stück enthält, vollendet.

Von der philologischen Classe war Hr. Otmar Frank zur weiteren Ausbildung im Sanscrit und anderen morgenländischen Sprachen nach Paris geschickt worden. Der Krieg unterbrach seinen Aufenthalt zu Paris; auf seinen darüber erstatteten Bericht beschloß die Classe bey dem König anzutragen, daß er zur Fortsetzung seiner Studien, sobald es die Umstände erlauben würden, nach England gesendet werde. Die mathematisch-physikalische Classe beschäftigte sich vorzüglich mit Einrichtung des botanischen Gartens, und der zoologischen Sammlung. Die historische Classe legte die zum Druck fertig gewordenen XXI und XXII Bände der *Monumenta boica* vor, und beschäftigte sich mit der ferneren Herausgabe derselben. Preisfrage: „In wie weit läßt sich nach inneren und äußeren Gründen bestimmen, welche unter den Schriften, die dem Plato beygelegt werden, in Ansehung ihrer Wichtigkeit mit Recht als verdächtig anzusehen, oder geradezu als unächt zu verwerfen sind“, Preis 50 Dukaten. An auswärtigen Mitgliedern verlor die Akademie Wieland und Lagrange. Dafür ernannte sie den Hellenisten Koray in Paris, und den Orientalisten Tychsen in Rostock. Prinz Karl von Bayern ward Ehrenmitglied, Hr. Anthimos Gazi zu Wien und Hr. Mustoxidi zu Corfu als correspondirende Mitglieder ernannt. Auch beschloß die philologische Classe drey gelehrten neugriechischen Gesellschaften, nämlich der Akademie zu Corfu, der Gesellschaft in Bukarest, und dem Institut zu Smyrna ihre Achtung in Hinsicht auf ihre Bemühungen zur Herstellung wissenschaftlicher Bildung unter ihrer Nation zu erkennen zu geben, und ihnen die Denkschriften der Akademie zu überschieken. Einen gleichen Beweis gab sie auch dem Hrn. G. von Rzewusky für seine Unterstützung der *Fundgruben des Orients* durch Uebersendung ihrer Denkschriften und seiner Ernennung zum Ehrenmitgliede. Aufser ihm und Hrn. Gazi, welche wiewohl keine geborne Oesterreicher sich um den Flore griechischer und orientalischer Literatur in Oesterreich verdient gemacht, zählt die Akademie noch unter den österreichischen Gelehrten zu ihren wirklichen Mitgliedern

Hrn. von Jaquin, Schreibers und Hammer in Wien.

Die philologische Classe, die in den letztem Bande der Denkschriften der Jahre 1811 und 1812 enthaltend, gar keinen Beytrag geliefert hatte, erscheint dießmahl doch mit einem, nämlich Hn. Thiersch's, des um das philologische Studium in Bayern so verdienten Gelehrten Vorlesung über die Gedichte des Hesiodus ihren Ursprung und Zusammenhang mit denen des Homer. Hr. Th. entwickelt die Gründe, warum man den Hesiod weder zum Zeitgenossen noch zum Nachahmer des Homer machen könne, und um die Frage zu beantworten: woher demungeachtet die große Aehnlichkeit und offenbare Verwandtschaft in der Geschichte beyder Sänger? — zeigt er zuerst, daß wir in den hesiodischen Werken Bruchstücke verschiedener Dichter aus verschiedenen Zeiten besitzen, und aus ihnen auf ein episches Zeitalter in Böötien schließsen dürfen, welches zahlreiche und vielumfassende Gesänge hervorgebracht habe; durch diese Annahme zweyer epischer Schulen einer in Böötien und einer in Jonien, die ursprünglich Eine waren, und erst durch die Trennung der Nation bey dem Einfalle, die darin geschieden wurden, scheine die Frage beantwortet. Die Nachweisungen und alle Ausführung des Einzelnen, oder was sonst die Uebersicht und den Gang des Vortrags gehemmt hatte, hat der Verf. in zahlreichen und langen Noten niedergelegt, so daß manches auch von den Hauptsachen auf diese Art aus dem Texte in die Anmerkungen verwiesen ward: So finden sich hier grammatikalische, prosodische, mythische und geographische Vergleichen zwischen den beyden Dichtern, der Widerspruch der Mythen der hesiodischen Theogonie, mit denen der Hauslehre (die Tage und Werke), der Ursprung der Griechen aus der Vermischung barbarischer einheimischer Stämme mit den über das Meer gekommenen Pelasgern u. s. w. wird dargethan.

Am zahlreichsten sind die Abhandlungen der zweyten, nämlich der Classe der Mathematik und Naturwissenschaften, nämlich:

I. Ueber die priestleyische grüne Materie, zweyte Abhandlung von Schrank; aus der ersten Abhandlung erhellte, daß diese Materie nicht von einerley Substanz in den verschiedenen Aufgüssen, daß sie vegetabilischer Natur sey, zwey verschiedenen Pflanzenfamilien angehöre, und wie andere Gewächse ihrer Classe fortgepflanzt wird. Hier trägt der Verf. episodische Gegenstände nach, die vorzüglich dazu dienen, das Wiederaufleben der Meinung von der generatio aequivoca in ihrer Geburt zu ersticken.

II. Ueber die Speicheldrüsen der Schlangen von

Dr. Tiedemann. Da die giftabsondernden Drüsen der Schlangen schon seit langer Zeit durch anatomische Untersuchungen bekannt sind, theilt hier Hr. T. seine anatomische Untersuchungen über die Speicheldrüsen in mehrern Arten von Schlangen mit.

III. Abbildungen und Beschreibungen einiger Fische aus Japan und einiger Mollusken aus Brasilien, welche bey Gelegenheit der russischen kaisert. Erdumseglung lebendig beobachtet wurden, von Dr. Tilesius, Naturalisten der Expedition. Beschlufs, nämlich:

Eschara ambigua; Corallina bicolor brasiliensis. Eschara obtecta; Eschara astroidea seu stellata brasil.

Fucus paradoxus brasil; Conferva rufa brasil.

IV. Ueber die blauen Schatten. Zweyte Abhandlung von Schrank. Farbe des Himmels, entfernter Gebirge, die Birkenwäldungen, des Flammgrundes an brennenden Kerzen, und wässrige Milch.

V. Botanische Betrachtungen von demselben. Veronica; Wulfenia; Commelina; Carex plantaginea; Uniola mucromata; Heliochloa alopecuroidis; Triticum spelta; Ilantago lagopodioides; Scoparia dulcis; Lithospermum aegyptiacum; Lysimachia punctuata; Myrsiflora; Campanula pyramidalis; Jasione; Gentiana Centaurium; Celosia; Messerschmidia; Lagoecia; Nerium; Periploea; Heraclium angustifolium, Tradescantia erecta; Velthemia viridifolia; Allium tartaricum; Arenarium rotundum; Toffieldia anthericoides; Cardiospermum Helicacabum; Forskohlia Unacissima angustifolia.

VI. Ueber Gedieneisen, und insbesondere über eine noch unbekante, im Mailändischen gefundene Gedieneisenmasse, von Dr. Chladni. Allgemeine Bemerkungen über meteorische Eisenmassen (von denen bis jetzt wenigstens 120 beobachtet worden sind, deren Verzeichniß Hr. Chladni im Giornale di Fisica gegeben). S. auch die Beyspiele aus türkischer und arabischer Geschichte, (Fundgruben IV. B. 3. Heft) Gedieneisenmassen die gewifs, dann solche die zweifelhaft meteorischen Ursprungs sind. Gedieneisen nicht meteorischen Ursprungs. Die im Titel erwähnte Masse war auf der Collina di Fierenza im Mailändischen gefunden. Hr. Ghelen untersuchte dieselbe chemisch, und aus den hierüber in No. VII. mitgetheilten Resultaten bleibt es zweifelhaft, ob jene Masse meteorischen oder vulkanischen Ursprungs ist.

VIII. Ueber das Fortkommen der Steinkohlen zu Häring, sowohl in goognostischer als oryktognostischer Rücksicht von Mathias Flurl. Eine sehr ausführliche Geschichte der ersten Förderung dieser Steinkohlen unter der Regierung Maria Theresiens und der Direction des Hrn. v. Menz, sammt Bemerkungen über das Alter und die Formation dieses Steinkohlengebirgs überhaupt, und das zu Häring insbesondere, und von der inneren Beschaffenheit desselben.

IX. Darstellung des gesammten inneren Körperbaus des gemeinen Blutigels (Hirudo medicinalis Linné), von Dr. Spix. 1) Ueber das Haut- und Verdauungssystem. 2) Das Geschlechtssystem, hermaphroditisch. 3) Das Blutgefäß- und Respirationssystem. 4) Das Nerven- und Sinnensystem; die Verdopplung des Nervenstrangs und der Ganglien ist so deutlich, daß man sich wundern muß, daß selbe bisher nicht gekannt und abgebildet worden ist. 5) Das Bewegung- und Muskelsystem, sammt der Erklärung der Abbildungen.

X. Untersuchung einer noch unbestimmten Steinart zu Hafnerszell bey Passau, und zweyer Prechnite aus Tyrol. Auch jene Steinart ist ein Prechnit. In den angefügten Bemerkungen unter die chemische Analyse der Mineralien überhaupt nimmt Hr. Ghelen den Gebrauch des kohlsäuerlichen Natrons in Schutz, und setzt die Vortheile der kohlsäuerlichen Alkalien, vor den von Klaproth zuerst angewandten ätzenden, auseinander.

XI. Ideen zu einer künftigen Revision der Gräser, von Dr. Georg Wolfgang Franz Panzer. Der Verf. erhielt durch eine vieljährige wissenschaftliche Untersuchung der Familie der Gräser mit die Erfahrung, daß es nicht unmöglich sey, auch auf einem andern Wege, die den Gattungen derselben eigenen natürlichen Charaktere aufzufinden. Wäre es möglich, daß einst die Familie der Gräser sich durch naturgemäße Kennzeichen in ihren verschiedenen Gattungen auszeichne, so würde die zuverlässige Untersuchung aller existirenden Arten keiner mehr etwas im Wege stehen. Der Verf. untersucht die Gattungen Dactylis, Dinebra, Cypripis, Heliochloa, Spartina, Polypogon, Chloris, Ctenium, Atheropogon, Eleusine.

XII. Drey seltene bayerische Pflanzen von Schrank. Diese sind: Prenanthes chondrilloides, Jacobaea carniolica und Hieracium repandum,

(Der Beschlufs folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 98.

Freitag den 8. December.

1815:

Staatsgeschichte.

Denkschriften der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München für das Jahr 1813, München auf Kosten der Akademie 1814. 4to. Geschichte der Akademie XXXIV. S. Philologische Abtheilung 46 S. Mathematische und physische Abtheilung 380 S. Geschichtliche Abtheilung 188 S.

(Beschluss.)

XIII. *Abhandlung über die Affen der alten und neuen Welt im Allgemeinen, insbesondere aber den schwarzen Heulaffen (Simia Belzebub Linné) und über den Moloch (Simia Moloch Hofmannsegg) nebst den Abbildungen der beyden letzten, und einem Verzeichniß aller bis itzt bekannten Affenarten von Dr. Spix.* (7 Gattungen und 82 Arten).

XIV. *Ueber die Auflösung aller sphärischen und geradlinigen Dreyecke durch eine einzige Grundformel, von Anton von Steffenelli.* Obwohl die Aufgabe aus den gegebenen drey Seiten *a b c* eines sphärischen Dreyecks den einen der drey Winkel *A B C* zu finden, bloß unter der Voraussetzung der Formeln für geradlinig-rechtwinklige Dreyecke aufgelöst worden, hielt der Verf. den von ihm hier gegebenen Beweis seiner Reinheit und Einfachheit wegen nicht für überflüssig.

Die von der Classe der Geschichte den Denkschriften einverleibten Arbeiten bestehen aus zwey Aufsätzen, einem französischen und deutschen. Jener ein sehr gehaltvolles statistisches Memoire über Liefland, von Hrn. Grafen von Bray, theils aus bekannten Quellen (Hupel, Friebe, Ziegenhorn) theils aus eigener Ansicht geschöpft. Aus der letzten flossen die merkwürdigsten Bemerkungen über das Verhältniß der Bauern und Gutsherren, über die russische Staatsverwaltung, und die philantropischen Versuche derselben.

Liefland ward ehemahls von Völkern des finnischen, slayischen oder sarmatischen Stammes bewohnt heute von Esthen, Lethen, Deutschen, Dieven und Wenden sind eingeschmolzen, und

Zwölftes Heft.

die Kuren welche Kurland bewohnen, sprechen die Sprachen der Lethen, die sarmatischen oder lithauischen Ursprungs seyn sollen, wiewohl Schlözer das Gegentheil behauptet. Die Deutschen liefsen sich zuerst an der Mündung der Düna nieder. Geschichte der russischen Besitznahme von Liefland. Man zählt in den zwey Herzogthümern Liefland und Esthland 5 Hauptstädte, nämlich: Riga, Pernau, Wenden, Reval und Dorpat; 8 kleinere, 4 Märkte, und in allem beyläufig 300 Kirchen. Rußland hat seine Gesetze von der Zeit der schwedischen Herrschaft beybehalten. Der Souverain ist Eigenthümer von beyläufig einem Drittel des Landes. Im J. 1810 ward der Verkauf der Staatsgüter beschlossen und mit einem Anleihen von hundert Millionen zum Besten der Staatspapiere in Verbindung gesetzt. Die Zahl der Einwohner in beyden Herzogthümern ist beyläufig 700000; der Flächeninhalt 1800 □ Meilen. Wiewohl der Bauer Leibeigner ist, so finden sich in den beyden Herzogthümern doch keine Spuren des Feudalrechtes, nichts von den Vorrechten des Gebeths in den Kirchen, Lehenämtern u. s. w. Eine Ukase vom 20. Februar 1804 verbiethet die Versetzung der Bauern von Haus und Hof; jeder Bauer bleibt auf dem ererbten Gut, ohne deshalb Eigenthümer davon zu seyn, indem ihm weder das Recht des Verkaufs, Schenkung oder Vermächtnisses zusteht. Er zahlt $\frac{1}{4}$ seiner Schuldkigkeiten in Natur und die übrigen $\frac{3}{4}$ in Frohnarbeiten ab. Der Grund und Boden wird nach Haacken eingetheilt, deren jeder mit 80 Loof Saamen (das Loof zu 108 Pf.) besät wird. Ein viertel Haacken ist ein gewöhnlicher Bauertheil, und faßt 120 Loofstelle Landes, wovon 15 in Ackergrund und der Rest Wiesengrund. Ein Haacken hat nach der Eigenschaft des Erdreichs verschiedenen Umfang. Der Grund wird nach seiner Güte in vier verschiedene Classen getheilt. Der Werth eines Haackens von besten Erdreich ist auf 80 Thaler (der Thaler zu 90 Groschen) ein Tagwerk auf 3 Gr. angeschlagen, so dafs ein Thaler 30 Tagwerke vorstellt, und jeder Haacken vom besten Erdreich

dem Herren 2400 jährliche Tagwerke abwirft; ein Gut von 25 Haacken trägt dem Herren 20000 Gulden. Eine der besten Mafsregeln der Regierung ist die Anlegung von Magazinen für die Bauern. Auf diese umständliche Auskunft folgen die Gemälde der Sitten und des Charakters der Liefländer, des Zustandes der Grundherren, und der physischen Beschaffenheit des Landes. Der Charakter ist im Ganzen ruhig und mild, der Lethe gilt für arbeitsamer als der Esthe, ihr Gesang ist einförmig und schließt immer mit dem Worte *Ligho*, dem Nahmen des Gottes des Vergnügens bey den alten Liefländern, der an *Lingham* erinnert. Der Esthe ist gewöhnlich falsch und hinterlistig. Jungfräulichkeit wird weder geachtet noch gefunden, Mädchen und Bursche schlafen von der frühesten Jugend an beysammen, doch wird die eheliche Treue nicht verletzt. Der Zustand der Gutsbesitzer in Liefland durch die vielen Fehljahre und Kriege nicht beneidenswerth. Verwaltung der Güter. Ueberflufs an Dienstbothen, die dem Herrn durch ihre Zahl zur Last fallen. Physischer Zustand. Erzeugnisse des Landes, Flüsse und beträchtliche Seen. In der Aufzählung der Pflanzen zeigt sich der Verf. als gelehrter Botaniker. Das Memoire schließt mit der Beschreibung von *Kokenhusen*, um eine bestimmtere Idee von der Gegend und den Gewohnheiten des Landes zu geben. Der Anhang enthält Ausweise über den Handel von Liefland, und den Anschlag zu einem Haacken Land, von welchem der Werth des Ackers und der Heuschlage in Berechnung gebracht worden ist.

Der zweyte historische Aufsatz ist die zweyte Abtheilung des schon im vorigen Bande von Hrn. Heinrich von Lang gelieferten Abhandlung „die Vereinigung des bayerischen Staates aus seinen einzelnen Bestandtheilen historisch entwickelt.“ Der Gegenstand der ersten Abtheilung war die Bildung der ersten Staatsvereine des Königreichs aus Alemanen, Franken und Bayern in Gaue. Hier wird gezeigt, wie aus den gräflichen Geschlechtern dieser Gauen mit erblichen Rechte gebietende Häuser sich emporgehoben, und in welchem Umfang, zu der Zeit als im J. 1180 Otto von Wittelsbach der Bayern Herzog ward, Der Verfasser durchgeht die 91 Territorien des bayerischen Gebiethes (von denen itzt die tirolischen wegfallen) in folgender Ordnung. Wittelsbachische Besitzungen. 1) Grafschaft Schleyern, 2) Dachau, 3) Wartenberg, 4) Falley, 5) an der Aitrach, 6) erworbenener Herzogsdistrict, München und Regensburg, 7) Grafen von Rothenek, 8) Herrn von Abensberg, 9) Grafen von Moosburg Ranning und Rothenburg, 10) Grafen von Kranzberg, 11) die Grafen von Neuburg und Falken-

stein (auch zu Weyer, Hadmarspach und Herantstein im Oesterreichischen), 12) Brixenthal, 13) Grafen von Tirol, Besitzungen der Herzoge von Meran, 14) die Grafschaft Andechs und Diefen, 15) die Grafschaft Wolfrathshausen, 16) die Grafschaft Tauer, 17) die Grafschaft des östlichen Norithals, 18) die Grafschaft des Pusterthals, 19) die Grafschaft im Unterinnthal, 20) die fränkischen Lande Grafen von Eppan, 21) Grafschaft Botzen, 22) Ulten, 23) Eppan, 24) Marei, 25) Partenkirchen, 26) Eschenloch, 27) Grafschaft Windischmatrey, 28) Salzburg, 29) Berchtesgaden, 30) Grafschaft im Zillerthale, 21) Grafschaft Mittersill, 32) Grafschaft Salfeld, 33) Reichenhall, 34) die Grafschaft im Pongau, 35) die Grafschaft im Lungau, 36) die Grafen von Nain, 37) die Grafschaft Lobenau, 38) die Grafen von Burghausen, 39) die Grafen von Wasserburg, 40) die Grafen von Kraiburg, 41) die Grafen von Dornberg, 42) die Grafen von Lamberg auch Lansperg, 43) die Grafschaft Fulbach, 44) die Grafen von Schauenburg, 45) das Pfalzgrafenland, 46) Grafen von Steyer, Grafen von Hornbach, Neukirch, Reichersberg, Suben, Fichtenstein, im 47) Ilzgau, 48) Schweinachgau, 49) Schärding, 50) Grafen von Hals und Osterhofen, 51) Harbach, 52) Geissenhausen, 53) Grafen von Landau, 54) die Grafen von Ortenburg, geborne Grafen von Sponheim, Pfalzgrafen von Bayern, Herzoge von Kärnthen, Markgrafen von Istrien, 55) Grafen von Mögling, Frontenhausen und Teispach, 56) Grafen von Kirchberg, 57) Grafen von Bogen. Hier wird in einer Note bemerkt, dafs die Stelle in der Chronik von Molk (Pez script. aust. I. 294) addito et Comitatu *Pogen*, das Boigreich oder die österreichische Landschaft am Windberg andeute und also nicht zum Beweise dienen dürfe, dafs im J. 1156 die bayerische Landschaft Bogen zu Oesterreich geschlagen worden. 58) Burggrafschaft Regensburg, 59) Grafschaft Riedenburg, Wellburg, Lupurg, 60) Pfalzgrafen von Vohburg, 61) Markgrafen von Cham und 62) Hohenburg, 63) im Egrergebieth, 64) Grafschaft Banz, 65) Grafen von Leuchtenberg, 66) Waldeck und Kenmat, 67) bischöflich bambergischer Immunitätsdistrict, 68) Höhstadt, 69) Burg Ebrach, 70) Praedium Herzogenaurach und Forchheim, 71) die Schlüsselbergische Grafschaft Ebermannstätt, 72) kaiserl. und herzogliche Landvogtey der Hohenstaufen, 73) Burggrafschaft Nürnberg, 74) Würzburgische Grafschaft des Iffigau, 75) Grafen von Hohenlohe, 76) die kaiserl. Landvogtey in Franken, 77) Grafen von Truhendingen, 78) die Grafen von Dornberg, 79) die Grafen von Abenberg, 80) die Grafen von Hirschberg, 81) die Grafen von Lechsgemünd und Kraibach, 82) die Grafen von Ky-

burg und Dillingen, 83) die Grafen von Oettingen, 84) die Herrschaft Albeck, 85) die Grafen von Kirchberg und Wullenstetten, 86) die Markgrafen von Burgau, 87) die wölfische Grafschaft am Lechrain, 88) Erblande des alten Herzogs Wolfs, 89) Grafschaft Bregenz, 90) Grafschaft Feldkirchen, 91) Grafschaft Bludenz. Zu dieser Abhandlung ward auch die mauerische Karte von Bayern nach den 91 Territorien im Reichsarchiv illuminirt und besonders ausgegeben.

Religionsphilosophie.

Ueber den Glauben an die, im neuen Testament erzählten Wunder. Einer Prediger-Synode in der Neumark gewidmet von Dr. Philipp Ludwig Muzel, Königl. Neumarkischen Consistorialrath. 1815. bey Heinrich Büschler in Elberfeld. 10 Bogen in klein 8.

Diese lesenswerthe kleine Schrift hat die Form eines Pastoralbriefes an die Prediger, die in der, auf den Titelblatt erwähnten Predigersynode in der Neumark versammelt waren, und über die Wunder verschiedene Meinungen geäußert hatten. Diese waren demnach Rationalisten; denn wer die Wunder schlechtweg läugnet, muß, wenn er consequent seyn will, auch das Wunder der Offenbarung läugnen, und folglich sich an seine Vernunft halten, und die Bibel gewaltsam nach seiner Vernunft erklären. — Hr. Consistorialrath Muzel, schon durch manche andere gründliche Schriften berühmt, gibt die Verschiedenheit der in jenen Gegenden herrschenden Denkungsart über die Wunder sogleich im Eingang als ziemlich verbreitet an, indem er mit folgenden Worten beginnt: „in Ihrer letzten Synodalversammlung, meine werthesten Herren Amtsbrüder, zeigte sich der Unterschied unter Ihnen sehr merklich, daß einige die wunderbaren Begebenheiten des neuen Testaments läugnen oder dahin gestellt seyn lassen wollen, andere dagegen sie für geschehen annehmen, und darauf das Christenthum gründen zu müssen meinen. Sie haben gesehen, daß ich mich an die letzteren anschliesse. Ich konnte aber natürlich diejenigen, die anderer Meinung waren, nicht von der meinigen überzeugen. Das werde ich auch durch das schwerlich können, was ich hier niederzuschreiben gedenke; ich halte es aber doch für nöthig und nützlich, Ihnen meinen Glauben über diesen Gegenstand, und worauf er sich gründet, kurz darzulegen, und dann zu sagen, warum ich wünsche, daß Sie alle hierin mir gleich denken möchten. Welchen Eindruck meine Worte auf Sie machen, sey der Kraft der Wahrheit und Ihrem

eigenen Nachdenken überlassen.“ Das gegenseitige friedliche Verhältniß dieser so verschiedenen denkenden Prediger rühmet Hr. Muzel am Ende S. 150 — 152., wo er auch die Menge der Rationalisten offener bezeichnet, indem er schreibt: „wirklich sind doch unter uns der Vereinigungspunkte zu wenig. Zwar streiten wir uns eben nicht, und es ist Gott zu danken, daß wir uns, ungeachtet so vieler Verschiedenheit in unsern Religionsvorstellungen doch einander nicht nur dulden, sondern auch lieben; ich will mich auch wohl hüten, daß ich Unwillen oder Erhebung des Einen über den Andern empfehle oder auch nur veranlasse. Ich bitte vielmehr die Wundergläubigen unter Ihnen, daß Sie die Naturgläubigen nicht für Unchristen, und die Letzteren, daß sie die Ersteren nicht für unaufgeklärt halten. Möge ein jeder denken: wer nicht wider uns ist, der ist für uns.“ (Soll dieses bey solchen Umständen so leicht angehen?) „Wir können und wollen alle das Reich Christi erweitern helfen, wenn gleich, wie mit verschiedenen Kräften, so nach verschiedenen Gedanken“ (die aber bey Rationalisten und Supranaturalisten gar zu weit von einander abgehen). „Wir müssen uns diese Verschiedenheit um so eher gefallen lassen, weil wir sie nicht wegschaffen können. Da Gott sie duldet, muß sie selbst noch zu etwas gut seyn.“ (daß sie aber ein wirkliches großes Uebel ist, gesteht Hr. Muzel selbst, indem er sogleich weiter schreibt). „Darum aber sey doch niemand dagegen gleichgültig. Wir müssen nach unseren Einsichten handeln, und nach diesen müssen wir diese große Verschiedenheit für ein Uebel erklären, eben daher sie auch verringert wünschen, und auf alle erlaubte Weise uns darum bemühen. Nur wenn unsere Bemühungen sie nicht heben oder mindern, müssen wir damit Geduld haben. — Gewiß kommt einmahl daraus mancher Nachtheil, daß viele Prediger nicht das für wahr halten und lehren, was zu dem allgemeinen christlich-apostolischen Glaubensbekenntnisse gehört, daß sie nicht die Thatfachen für geschehen annehmen, zu deren Andenken christliche Festtage gefeyert werden, deren Erzählungen fast Sonntag für Sonntag in den evangelischen Perikopen vorgelesen werden, an die fast jedes Blatt des neuen Testaments, des Gesangbuches, und der eingeführten Katechismen erinnert, u. s. w.“ Der Hr. Verf. verbreitet sich weiter hin ausführlich über alle Nachtheile, die aus der rationalistischen Denkungsart der Prediger hervorgehen, bleibt aber überall in einem gemäßigten Ton, und redet immer mit Anstand und Würde. — Aus allen erhellet sehr deutlich, daß es in jenen Gegenden nicht nur um die gründliche Theologie sondern

selbst um die christliche Religion sehr mislich aussieht, und dafs es immer mislicher werden wird, wenn nicht auf den Universitäten, auf welchen die Prediger gebildet werden, Lehrer von der Denkungsart des Hrn Muzel angestellt werden. Dieses mag hinreichen, die Lage der Theologie und des Christenthums in der Neumark kennen zu lernen; wir wenden uns zu den Gründen, aus welchen Hr. Muzel die Wunder vertheidiget.

Wie es uns scheint, so hat der Hr. Verf. besondere Rücksicht auf diejenigen Einwendungen gegen die Wunder, genommen, welche von den Rationalisten in jener Synode gemacht worden; denn eine vollständige Abhandlung über die Wunder finden wir hier nicht, im Gegentheil bemerken wir eine auffallende Lücke in dem Beweise, wovon wir hernach reden werden. Hr. Muzel verspricht zwar manches Neue für die Wunder zu sagen; wir finden aber nur das einzige, dafs er die Wunder und den Glauben an dieselben in eine enge Verbindung mit der Religion selbst bringet, und diese Verbindung zeigt er wirklich in mehreren Beziehungen, die wir aber, um Weitläufigkeit zu vermeiden, nicht anführen können. Sonst hat er auch manches, was von Anderen oft gesagt worden, mehr hervorgezogen und in ein helleres Licht gestellt. Er läfst nämlich von dem Begriffe, welchen die Theologen von den Wundern gewöhnlich aufstellen, so viel als nur immer möglich, nach, um ihn den Gegnern annehmbarer zu machen. Alles, was einige gelehrte Theologen zur Milderung des Begriffs der Wunder vorgeschlagen haben, nimmt er an, und suchet es mehr zu verdeutlichen und dringender darzustellen. Die Hauptsätze sind.

I. Alles was geschieht, *wirkt Gott*; denn sonst würde etwas geschehen, was nicht von Gott wäre. Gott wirkt aber alles *unmittelbar*: er will, und es geschieht. Bey Gott ist kein Unterschied der *unmittelbaren* und *mittelbaren* Wirkung. Eine Wahrheit, die oft genug gesagt und wiederholt worden, nur ist dabey nie zu vergessen, und ward daher auch immer angemerkt, dafs nichts desto weniger *nach unserer Art zu denken*, zwischen unmittelbaren und mittelbaren Wirkungen Gottes ein Unterschied gemacht werden mufs. — Hr. Muzel behauptet ferner, dafs Gott sich auch bey den Wirkungen, die man als unmittelbare von den mittelbaren zu unterscheiden pflegt, einiger Mittelursachen bedienen *könne*, die wir nur nicht einschen; es sey also auch aus dieser Ursache eben nicht nöthig, die Wunder als eine besondere Art unmittelbarer Wirkungen von den mittelbaren, die im Grunde doch auch unmittelbar sind, zu unterscheiden. Dafs aber

doch in den Wundern, als aufserordentlichen und ungewöhnlichen Wirkungen Gottes, ein hinreichender Grund liege, sie von den ordentlichen und gewöhnlichen zu unterscheiden, will Hr. Muzel hiermit nicht läugnen.

II. Die Gesetze der Natur können unveränderlich, und Wunder müssen also nicht nothwendig gegen die Gesetze der Natur seyn; wenigstens kann man *nicht mit Gewifsheit* behaupten, dafs Wunder gegen die Naturgesetze seyen, weil die Naturgesetze uns bey weiten nicht alle bekannt sind; was also gegen bekannte Naturgesetze geschehen sey, kann nach anderen, uns unbekanntem Naturgesetzen geschehen seyn. Es ist also auch nicht nöthig, die Wunder übernatürliche oder widernatürliche Begebenheiten zu nennen, indem sie Gott eben so wie die übrigen Begebenheiten durch Mittelursachen, und so durch die Natur wirken kann, da ohnehin alle Wirkung Gottes auch durch die Naturkräfte doch eigentlich unmittelbar ist.

Aber wie sollen nun Wunder von den gewöhnlichen Begebenheiten unterschieden werden? Um dieses zu beantworten, bemerkt Hr. Muzel, dafs wir zwar aus den Gesetzen der Natur nichts *ganz und vollkommen* erklären können; da wir aber doch viele Gesetze der Natur kennen, so können wir auch sehr Vieles wenigstens so weit erklären, dafs es uns einiger Mafsen begreiflich wird, und dafs wir nach diesen Gesetzen den Erfolg derselben für nothwendig halten; doch können wir hiebey nicht läugnen, dafs der Erfolg auch durch andere wirksamere Kräfte der Natur verhindert werden könne. Geschieht nun etwas, so wir aus den Gesetzen der Natur nicht erklären können, oder wovon wir nach eben diesen Gesetzen das Gegentheil erwartet hatten: so bewundern wir es, und es ist für diejenigen, die es nicht erklären können, ein Wunder, für Andere vielleicht nicht. Was nur von dem grofsen Haufen nicht erklärt werden kann, und auch dasjenige, wovon man die Erklärung noch hoffen kann, ist kein Wunder; nur dasjenige, wovon alle Menschen gestehen, oder gestehen müssen, dafs es aus den Gesetzen der Natur unerklärbar sey, und nie wird aus den Gesetzen der Natur erklärt werden können, ist wirklich ein Wunder, aber freylich nur subjectiv, nicht objectiv; denn objective Wunder findet Hr. Muzel ganz unzulässig, nicht nur, weil vielleicht, was uns ein Wunder ist, den höheren Geistern nicht wunderbar erscheint, sondern viel mehr, weil Gott nichts wunderbar ist, und seine Wirkung immer unmittelbar und einerley ist. Es mufs also, bevor etwas für ein Wunder gehalten wird, untersucht werden, ob es aus den Kräften der Natur gar nicht erklärt wer-

den könne, und auch keine solche Erklärung zu hoffen sey; diese Untersuchung ist physisch; man muß sich hierinfallig vor Hartgläubigkeit eben sowohl als vor Leichtgläubigkeit, vor Wunderscheue eben sowohl als vor Aberglauben verwahren; denn es wohnet uns nicht nur eine gewisse Abneigung gegen Wunder, sondern auch ein Hang Wunder zu glauben, bey; jene Abneigung entsteht aus dem Mangel unsrer Erfahrung, und aus der Unbegreiflichkeit der Wunder, wogegen wir alles begreifen wollen, ob wir gleich gestehen müssen, daß wir sehr Vieles in der Natur nicht begreifen, ja sogar *nichts vollkommen* begreifen; der Hang aber Wunder zu glauben, offenbaret sich vorzüglich in Kindern, indem sie Wundergeschichten mit Vergnügen erzählen hören, und gern glauben. Hr. Muzel spricht dann kurz von der Möglichkeit der Wunder, und breitet sich mehr darüber aus, daß wir vieles und besonders was zukünftig ist und durch die Religion verheissen wird, nicht begreifen, und doch glauben, und glauben müssen, wovon er mehrere, den Rationalisten angemessene Beyspiele anführt, die wir, weil sie sich nur auf die rationalistischen Theologen beziehen, wohl nicht anführen sollen, ohnehin werden jedem solche Beyspiele leicht von selbst beyfallen, wie die Schöpfung, die ewige Seligkeit, die Herstellung der Gleichheit zwischen Tugend und Glückseligkeit, u. s. w.

Dieses Alles ist zwar demjenigen gemäß, was Augustinus, welcher der erste war, der den Begriff des Wunders untersucht hat, de Civit. Dei XXI. 8. schreibt: *miraculum voco, quiddid arduum et insolitum supra spem et facultatem mirantis adparet*“ wo er auch die Möglichkeit der Wunder fast auf eben die Art, wie Hr. Muzel, von Gott ableitet: „*omnia portenta contra naturam dicimus esse, sed non sunt. Quomodo est enim contra naturam, quod Dei fit voluntate, cum voluntas tanti utique creatoris conditae rei cuiuslibet natura sit. Portentum igitur non contra naturam est, sed contra quam est nota natura.*“ Aber heute zu Tage reichet man hiermit schwerlich aus, sondern es wird eine ausführliche Deduction, selbst nach den Grundsätzen der Gegner erfordert, wovon Gräffe in seiner *Philosophischen Vertheidigung der Wunder Jesu und seiner Apostel* 1812. ein Beyspiel geliefert hat, womit man *Flatt's Magazin für christl. Dogmatik und Moral* III. St. S. 1 — 76. und VIII. St. S. 140 — 206. vergleichen kann. Wir merke, hier nur die oben erwähnte Lücke an, die Hr. Muzel, weil sie vermutlich in jener Predigersynode nicht zur Sprache kam, nicht ausgefüllt hat. Denn wenn es auch nicht zu läugnen ist, daß wir nicht einsehen können, ob sich Gott nicht bey den Wunderwirkungen eben

so wie bey den gewöhnlichen Wirkungen, einiger Mittelursachen bediene, daß also die Wunder nur subjectiv erkannt werden, indem wir jene Mittelursachen nicht entdecken können: so wird doch zu einem Wunder, durch welches Gott die Sendung seiner Gesandten bezeugen will, nothwendig erfordert, daß von dem Gesandten der Erfolg, als Zeugnifs seiner göttlichen Sendung, vorausgesagt, oder doch als sich von selbst verstehend vorausgesetzt werde, wie wir es nicht nur im N. T., sondern auch bey den Wundern Mosis finden. Ein recht auffallendes Beyspiel, gegen welches alle Einwendungen, daß Jesus seine Wunder nicht als Beweise seiner Sendung angeben habe, nichts vermögen, haben wir Joh. 11. 15. 23. 40. 43. Wunder ohne eine solche Voraussagung oder deutliche Voraussetzung geben keinen Beweis, wenn sie auch geschehen sollten, und vielleicht auch wirklich geschehen, wie Kant vermuthet hat, daß z. B. in den Samenkörnern bey der strengsten Winterkälte die Kraft, wieder eben solche Pflanzen und Blumen mit den feinsten Farben zu treiben, nicht ohne unmittelbare Wirkung Gottes erhalten werden könne. — Aber eben dieser Voraussagung oder auch der Befehl des Erfolgs ohne alle Mittelursache, oder doch nur mit solchen Mitteln, die offenbar den Erfolg nicht bewirken können, beweiset, daß entweder keine wirksame Mittelursachen zu Grunde liegen, oder daß die Mittelursachen, wenn sie von einigen willkührlich vorausgesetzt werden oder auch wirklich Statt haben sollten, von keinen Menschen erkannt werden können. Wenn Jesus zu den Gestorbenen spricht: *Jüngling! ich sage dir: stehe auf; Mädchen stehe auf; Lazarus komme heraus:* so wird doch niemand eine Mittelursache zwischen dem Zurufe Jesu und der Auferstehung entdecken; auch wenn diese Gestorbenen nur scheidtödt gewesen seyn sollten: so konnte doch Jesus dieses, da er sie nicht gesehen hatte, natürlicher Weise unmöglich wissen. Die Wunder Mosis in Aegypten sind vielleicht insgesamt oder doch größtentheils durch Mittelursachen bewirkt worden, aber Mosis hat sie vorausgesagt, da diese Ereignisse niemand natürlicher Weise voraus wissen konnte. Auf diese Art sind nun freylich alle Wunder Verstandeswunder, aber dieß sind sie auch immer noch, wenn man die Ausschliessung oder doch die Unerkennlichkeit der Mittelursachen zur Hauptsache macht, indem doch der Wunderthäter als Wunderthäter nicht allmächtig ist, und also nicht nach eigener Einsicht und Macht wirken kann, mithin immer mit Gewisheit voraussehen muß, daß Gott das Wunder wirken werde, und dann auch nur da das Wunder ankündigen kann, wo

er den Erfolg durch göttliche Eingebung erkennt. Man sollte denken, daß dieses Merkmal weit zuverlässiger sey, als die Ausschliessung der natürlichen Ursachen, weil man doch zuverlässiger weifs, wie weit das natürliche Voraussehen der Menschen nicht reicht, daß es nicht so weit reiche, solche ungewöhnliche und ausserordentliche Erfolge, wovon keine Wahrscheinlichkeit abzusehen ist, und auch keine natürliche Ursachen vorhanden sind, natürlicher Weise, voraus zu wissen und zuverlässig anzukündigen; allein die Rationalisten legen dem menschlichen Verstande lieber eine über alle Erfahrung weit hinausgehende Aussicht in die Zukunft bey als daß sie etwas Uebermenschliches zugäben; sie haben daher sogar behauptet, daß Jesus nicht nur seine Todesart sondern auch seine Auferstehung natürlicher Weise voraus wissen konnte. — Eine Behauptung, die nicht verdient wiederlegt zu werden; aber solche Machtsprüche sind ihnen ganz gewöhnlich, und ein Beweis der Grundlosigkeit ihrer Behauptungen. — Dieses mag wohl die Ursache seyn, aus welcher Hr. Muzel von diesem Merkmal der Wunder gegen seine rationalistisch-gesinnten Amtsbrüder keine Meldung macht, wie er sich denn in dieser ganzen Schrift auf eine, für solche Gegner sehr schickliche Art benimmt, wie jeder Leser, der sich in eine solche Lage zu versetzen weifs, gestehen wird. Hr. Muzel läßt sich also hierinfalls wohl nur zu seinen Gegnern herab, wie er sonst durchaus soviel möglich nachgibt, daher er auch sogleich im Eingang gesteht, daß er zwar alle Schwierigkeiten, die gegen die Wunder aufgeworfen werden, zu heben weifs, aber doch bey manchen einige Bedenklichkeiten übrig bleiben, nur habe er weit mehrere und stärkere Gründe, die Wunder zu glauben, wodurch er offenbar seinen Amtsbrüdern zu verstehen gibt, eben diesen Weg einzuschlagen. — Wer eine gute zweckmässige Art lernen will, nach welcher Irrende zu erinnern und zu belehren sind, muß dieses kleine Buch lesen und wieder lesen, und er wird es jedes Mahl nicht ohne Nutzen und Vergnügen aus der Hand legen. Uebrigens können wir es nicht ohne Rüge dahin gehen lassen, daß die Buchhandlung für den correcten Abdruck sehr schlecht gesorgt hat, indem nicht wenige, den Sinn entstellende Druckfehler vorkommen.

Nahius von Tassow.

Oesterreichisches Recht.

Das früher in Oestreich übliche gemeine und heimische Recht nach der Paragraphenfolge des neuen bürgerlichen Gesetzbuchs. Ein Handbuch für Justizmänner bey Entscheidung älterer Rechts-

fälle. Von D. Joseph Linden. Erster Theil, enthält die §§. 1 — 531. Wien und Triest im Verlage der Geistingerischen Buchhandlung 1815. VIII. und 180. S. 8.

Das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für die deutschen Erbstaaten der österreichischen Monarchie ist seit mehr als drey Jahren in Wirksamkeit. Mit dem Eintritte seiner verbindlichen Kraft sind zugleich alle früher bestandnen Anordnungen über die Gegenstände dieser Gesetzgebung erloschen, und durch das Kundmachungs-Patent ausdrücklich als aufgehoben erklärt worden. Die auf dem Titel angegebene Bestimmung dieses Handbuchs zur Entscheidung älterer Rechtsfälle kann also leicht minder wichtig, und für die Dauer seiner Brauchbarkeit von ungünstiger Vorbedeutung scheinen. Doch hält Rec. diese Ansicht für durchaus unrichtig, man möge nun die Bestimmung des vorliegenden Werkes nach dem Titel beschränken, oder nach dem Inhalte erweitern. Daß in diesem Augenblicke noch die Menge der nach den älteren Rechtsgesetzen zu entscheidenden Fälle die Kenntniß derselben als nothwendig, und eine Anleitung dazu als nützlich darstellte, leuchtet auch dem beschränkten Sinne des juristischen Handwerkers ein. — Aber in wenigen Jahren, sagt man, wird ein Fall, der nach dem früheren Rechte zu beurtheilen ist, unter die Seltenheiten, somit ein Büchlein, wie das vorliegende, unter die Antiquitäten gehören. Recensent kann sich mit dieser Ansicht nicht einverstehen. Fürs Erste schliesse man janicht von der Gerichtsordnung und den Vorschriften über das officium nobile auf die übrigen Theile der Civil-Gesetzgebung.

Eine Umgestaltung der Proceßform oder der gesetzlichen Anordnungen über die Führung der Waisengeschäfte, und andre Amtshandlungen macht freylich die Kenntniß der früheren Einrichtungen bald entbehrlich, weil die Form sich leicht mit der Gesetzgebung ändert — und doch muß man auch darin noch lange nach der Reform oft auf das früher Bestandne zurückgehen, wie die tägliche Erfahrung in den Ländern zeigte, denen die Stürme der Zeit eine ihnen fremde Gesetzgebung aufgedrungen hatten. — Weit anders verhält sich aber die Sache mit dem Materiellen des Privatrechts. Vermögens- und Familienverhältnisse bilden eine so weit zurückreichende, ununterbrochene Kette rechtlicher Folgerungen, daß man, um auch nur das letzte Glied richtig zu beurtheilen, nicht bey den unmittelbar darauf sich beziehenden Vorschriften stehen bleiben darf, sondern die ganze Reihe bis zu ihrem Ursprung durch alle früheren Momente verfolgen muß, von de-

ren gesetzlicher Würdigung die Gültigkeit und der Sinn jedes späteren abhängt. Die Dauer der Verträge, der fideicommissarischen und andern testamentarischen Dispositionen umfaßt schon für sich eine lange Reihe von Jahren. Neue Rechtsgeschäfte knüpfen sich an die alten, indem sie dieselben erneuern, abändern oder von ihnen Kraft und Bedeutung erhalten. Jeden praktischen Geschäftsmann, der nicht blosser Schlendrianist seyn will, muß daher eigne Erfahrung gar bald überzeugen, daß in vielen, ja in den meisten wichtigen Fällen ohne gründliche Erforschung der früheren Vorgänge, folglich ohne gründliche Kenntniß der hieby zur Norm dienenden älteren Gesetze auch die gegenwärtige Lage eines Geschäfts gar nicht begriffen, das Recht und Unrecht, welches der Rechtsfreund darzustellen, der Richter auszusprechen hat, nicht mit Sicherheit erkannt werden können. — Hievon machen freylich gewisse Gattungen von Geschäften ihrer Natur noch eine Ausnahme. So sind Wechsel-, ja auch Handlungsgeschäfte selten von der Art, daß sie einen bedeutenden Zeitraum umfaßten. Aber gesetzliche Anordnungen über die persönlichen Verhältnisse der Abstammung und der daraus entstehenden Erbrechte, über die Fähigkeit zu verbindlichen Handlungen, über Dienstbarkeiten, Verjährung u. s. w. geben Beyspiele genug, um die Richtigkeit dierer Ansicht ins Klare zu setzen. Diese bestätigt auch die Erfahrung durchaus, z. B. in den nunmehr seit so langer Zeit nach einer veränderten Gesetzgebung regierten Pohnischen Provinzen des Oestreichischen Kaiserstaats, wo das Studium der älteren, längst aufgehobenen Landesgesetze noch immer ein unerlässliches Bedürfnis ist. — Gesetzgebungen wechselt man nicht, wie Kleider, von denen man die alten wegwirft, sobald man mit neuen hinreichend versorgt ist. Sie sind in das Leben so innig verwebt, sie dienen so vielen persönlichen und Vermögensverhältnissen zur Basis, daß kein Machtgeboth sie vernichtet, und daß sie ihre äufsere Geltung um so länger überleben, je besser sie waren, und je länger sie bestanden haben. — Ja es läßt sich vermuthen, daß das Bedürfnis eines Handbuchs zur Kenntniß des älteren Rechts von Jahr zu Jahr in dem Masse wachsen werde, als das Andenken desselben durch das ausschliessende Studium des neuen verschwindet. Freylich wäre zu dem *Studium* des älteren Oestreichischen Rechts ein räsonnirendes Werk brauchbarer, als eine blosser Zusammenstellung der älteren gesetzlichen Anordnungen mit den neueren. Recensent läugnet auch nicht, daß ein solches Werk in seinen Augen einen höheren wissenschaftlichen Werth

haben würde, als das vorliegende, und daß es zu seinen Lieblingswünschen gehört, Kraft und Musse genug zu gewinnen, um zu einer historischen Bearbeitung des vaterländischen Civilrechts wenigstens einige Fragmente zu liefern. Darum verschmäh't er aber die Gabe keineswegs, die der Verfasser dem juristischen Publicum anbietet; er erkennt seine Arbeit vielmehr für sehr verdienstlich, und zwar um so verdienstlicher, je weniger Ansprüche der Verf. laut der Vorrede auf Eigenthümlichkeit und literarischen Ruhm macht, und je mehr Mühe und Ueberwindung ihm das bloße Sammeln, besonders im Sachenrechte gekostet haben mag.

Man würde jedoch sehr irren, wenn man dem Verf. das bloße mechanische Verdienst des fleissigen Sammelns, etwa wie in den so anerkannt brauchbaren v. Zimmerlischen Handbüchern zugezogen wolle. Das erlaubte schon die Natur des Stoffes nicht. Die älteren einheimischen und Römischen Gesetze entscheiden bey weitem nicht alle in dem neuen bürgerl. Gesetzbuche aufgezählten Fälle ausdrücklich; und doch findet sich in der Darstellung des Vf. (wenigstens in diesem ersten Theile) kein einziger der darin enthaltenen 531 §§. (die bloße auf G. O. oder politische Anordnungen zurückweisenden ausgenommen) mit Still-schweigen übergangen. Bey sehr vielen mußte der Verf. durch Rechts-Analogie und Räsonnement geleitet, seine eigene Entscheidung, oder die, nirgends urkundlich dargestellte, Observanz hinzufügen. Die Richtigkeit der Ersteren verbürgten die angeführten Gesetze, die Letztern, soviel es möglich war, Citate älterer Schriftsteller über das Oestreichische Recht; und in der That hat der Verf. in Rücksicht auf Zuverlässigkeit der Angaben alles geleistet, was man von der Arbeit eines Privaten vernünftiger Weise erwarten kann. Er folgt im gemeinen Rechte bewährten Schriftstellern, ohne gerade dem Systeme oder der Autorität eines Einzelnen zu huldigen; und führt, was wir vorzüglich billigen, bey den so häufigen Streitsätzen, seinem Zwecke getreu, immer jene Meinung an, die vor Erscheinung des neuen Gesetzbuchs auf den Lehrkanzeln und in den Gerichtshöfen Oestreichs gang und gäbe war. Die angeführten Gesetzesstellen sind zwar nicht *alle* so concludent, daß Richter bey Entscheidung von Rechtsfällen sich ausschliessend darauf berufen könnten. Doch sind adminiculirende Argumente wenigstens den Rechtsfreunden — für welche dieses Handbuch doch auch bestimmt ist — immer willkommen; und zu diesem Gebrauche wird man nicht leicht ein unpassendes Citat in demselben finden. — Die Einrichtung des Werkes ist die

bequemste, und — ein seltner Vorzug in unseren Tagen! — die uneigennützigste, die man wählen konnte: Ohne durch den Abdruck des Textes der §§e oder des Inhalts der Citate Papier und Beutel auf Unkosten der Käufer zu füllen, lieferte der Verf. § für § nur eine sehr gedrängte Angabe des früher beobachteten Rechts und eine reichliche Nachweisung der gesetzlichen Beweisstellen. Auf absolute Vollständigkeit darf ein erster Versuch keinen Anspruch machen. Vor allem ist hier zu bemerken, daß der Verfasser die einzelnen Provinzen des Oestreichischen Kaiserstaates vor dem eigenthümlichen, abweichenden Rechte von seinem Plane ausgeschlossen hat. Seine Arbeit zeigt sich hiedurch vorzugsweise für Niederösterreich brauchbar. Doch sind jene Abweichungen zu wenig zahlreich, um dessen Anwendbarkeit für die übrigen Provinzen aufzuheben. Sehr zweckmässig schien es uns, diese Provinzial-Rechte am Schlusse als einen Nachtrag zur Vervollständigung des Ganzen zu liefern. — Eine ins Einzelne gehende Kritik würde bey einem aus lauter einzelnen Angaben zusammengesetzten Werke offenbar die Grenzen einer Recension überschreiten. Wir begnügen uns daher ein Capitel, und zwar eines der kürzeren, die Lehre vom Pfandrechte §. 447 — 471) hier zu durchgehen, und die Bemerkungen anzuführen, die uns bey der aufmerksamen Lesung aufgefallen sind. — §. 447 führt der Verf. Thibaut's Definition vom Pfandrechte an. Da diese in der Wesenheit von der in unserem Gesetze enthaltenen nicht abweicht, wäre es, dünkt uns, zur Vermeidung eines Mißverständnisses besser gewesen, mit Anführung der Gesetzesstellen bloß zu bemerken, daß das ältere Recht übereinstimmt. Dasselbe gilt von dem §. 448 bemerkten Beysatze, daß Sachen, die im Commerce sind „und veräußert werden können“ der, in so ferne er wahr ist, einen Pleonasmus enthält. Eben da wäre zu erwähnen, daß auch nach älterem Oestreichischen Rechte eine Hypothek nicht durch einen blossen Vertrag bestellt werden konnte, und daß im Grunde die in unserem Gesetze beliebte Unterscheidung derselben von dem Hauptpfande von der älteren nach den Grundsätzen des Oestreichischen Rechts nicht abweicht. §. 451 und so auch §. 461 scheint uns die Anführung der in Oestreich schon früher nicht mehr gültigen Anordnung des Römischen Rechtes überflüssig. Auch hier hätte eine blosse Anzeige des Zusammen-

stimmens der neueren und älteren Gesetze mit Anführung der beweisenden Stellen genügt. — Bey §. 452 wäre zu bemerken gewesen, was für Rechtsfolgen nach älterem Rechte aus der vernachlässigten Bezeichnung verpfändeter Sachen entstanden, wovon l. c. nichts vorkommt. — §. 456. n. 5. gibt der Verf. als streitig an, ob demjenigen, welchem eine fremde Sache verpfändet worden, die actio pignoratitia utilis zukomme, wenn der Eigenthümer der verpfändeten Sache Erbe des Schuldners wird. Es ist auch allerdings gewiß, daß die angeführten Gesetze fragm. 22. de pign. et hypoth. (20. 1.) und fragm. 41. de pignorat. act. (13. 7.) mit einander in einem Widerspruche stehen, die kein späteres löset. Da es sich aber nicht um das Pfandrecht, sondern um eine persönliche Klage handelt, so scheint es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß nach dem von den Römischen Klagformen absehenden Systeme des älteren östreichischen Rechts der Eigenthümer auf die Gestattung des Pfandrechts belangt werden konnte, wenn er sich *unbedingt* als Erbe des Schuldners erklärt hatte. — §. 457. vermiften wir die Anführung der älteren vaterländischen Gesetze de extensione hypothecae, z. B. des Landtafel-Patents für Böhmen und Mähren vom 22. April 1794. — Bey §. 460. wäre auf die §§. vom Schadenersatze hinzuweisen, bey denen sich die beweisenden Gesetzstellen finden werden. — §. 462. hätte der Verf., da er sich auf die Römischen Gesetze bezieht, den Unterschied des, nicht gerade auf den Executionsfall beschränkten *juris offerendi* von unserem Einlösungs Rechte bemerken sollen. Ad §. 467. n. 3. müssen wir erinnern, daß nach Oestreichischem (auch älterem) Rechte, der bürgerliche Gläubiger, der, von der bevorstehenden Feilbiethung verständigt, sein Recht nicht geltend macht, dasselbe keineswegs (durch stillschweigende Verzichtleistung) verliert. Auch §. 468. n. 5. b.) scheint uns die Unterscheidung zwischen Faustpfändern und bürgerlichen Realitäten nach älterem Oestreichischen Rechte vernachlässigt. — Wir schliessen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß der Verf. die Fortsetzung seiner Arbeit bald erscheinen lasse, indem wir innig überzeugt sind, ihre Zweckmässigkeit und der Nutzen, den sie für das Studium, und die Ausübung des vaterländischen Rechtes stiften kann, werde erst dann recht erkannt werden, wenn das Ganze vollendet zum Gebrauche vorliegt.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 99.

Dienstag den 12. December.

1815.

Alterthumsforschung.

Ueber die Gottheiten von Samothrace. Eine Abhandlung in der zur Feyer des Allerhöchsten Namensfestes Sr. Majestät des Königes von Baiern gehaltenen öffentlichen Versammlung der Akademie der Wissenschaften, am 12. Oct. 1815. Vorgelesen von *Friedrich Wilhelm Joseph Schelling.* Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart und Tübingen 1815. 4. S. 118. (d. L.).

Diese gehaltreiche Abhandlung gehört, wie der Verf. in der Nachschrift erklärt, ihrer ursprünglichen Bestimmung nach zu einer Reihe von Werken, die sich auf die Weltalter, als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunct, beziehen. „Nicht an sich, nur der Intention des Verfassers nach Beilage eines andern Werks, ist sie zugleich Anfang und Uebergang zu mehreren andern, deren Absicht ist, das eigentliche Ursystem der Menschheit, nach wissenschaftlicher Entwicklung, wo möglich auf geschichtlichem Weg, aus langer Verdunkelung an's Licht zu bringen.“ Der Verfasser hat seine Forschung einem schon von mehreren, am ausführlichsten und gründlichsten aber von *Creuzer* (Symbolik und Mythologie, Th. II. S. 277 ff.) behandelten Gegenstande gewidmet, und, mit Benutzung der reichhaltigen Vorarbeiten, eine neue Ansicht darüber aufzustellen versucht.

Die vier samothracischen Gottheiten waren nach der bekannten Stelle des Scholiasten z. Apollon. Rhod. I, 916. Axieros, Axiokersa, Axiokersos und *Cadmilos*, Namen, welche der Verfasser, da der ganze samothracische Cultus ohne Zweifel von den Phöniziern stammt (s. Herodot. III, 37), aus der mit der phönizischen Sprache verwandten hebräischen ableitet. Das Wort *Axieros* vergleicht er mit dem Namen des alttestamentlichen Perserkönigs Ahas-Weros (Esth. I, 1.), nach der gelinderen Aussprache Achsieros, d. i., der Zwölftes Heft.

Hunger, die Sucht, d. h., die sehnsüchtige, zu empfangen begierige Nacht. Eben darauf deutet der Name Axiokersa hin (das chaldäische Kersa ist Cheres, bey den Griechen Keres). „Als der Hunger nach Wesen, den wir noch als das Innerste der ganzen Natur erkennen, ist Ceres die bewegende Kraft, durch deren unablässiges Anziehen aus der ersten Unentschiedenheit alles wie durch Zauber zur Wirklichkeit oder Gestaltung gebracht wird.“ Die ursprünglich gestaltlose Gottheit (Ceres) nimmt in Persephone Gestalt an, und „diese wird erst eigentlich der lebendige Zauber, gleichsam das Mittel und Gebild, an welches der unauflöbliche Zauber geknüpft ist.“ *Axiokersos* (Kersos für Kersor, der Chrysor des Sanchuniathon, d. i., Hephaestos) ist der Feuergott, also das männliche, eröffnende oder aufschliessende Feuer (Phtas bey den Aegyptiern, eigentlich Phta, nach dem Hebräischen der Eröffner), oder der Osiris (Oser-Es oder Oser, der Feuerbändiger, Bezauberer), gleichwie Axiokersa der Isis entspricht. Der alte Lehrsatz nämlich: die Welt ist ein ewig lebendiges Feuer, das periodisch (so muß *μῆρα* gefasst werden; Schelling übersetzt es: *in Pausen*) entzündet und gelöscht wird, setzt zwey Kräfte, eine entzündende (Ceres, Persephone oder Isis) und eine besänftigende, dadurch die Natur eröffnende, in mildes Leben und sanfte Lieblichkeit aufschliessende (Osiris oder Dionysos). — So möchten wir aber den alten Satz nicht deuten; denn das verlöschte Feuer bezeichnet unstreitig, nach der alten Lehre der Orientalen, der Heraklíteer und der Stoiker, die Entstehung oder Geburt der Dinge (das Materielle ist nämlich gleichsam das caput mortuum der geistigen Lebenskraft, welche die Alten im Feuer erkannten), das entzündete Feuer aber ist die Auflösung oder Zerstörung der erschaffenen Dinge (die Weltverbrennung, der Shiven der Inder), d. i., der alles auflösende, verklärende und beseeligende Dionysos (*Διόνυσος*, *Διόνυτος*). Daher wurden Dionysos und Osiris auch Hades genannt; denn durch den Tod, die Auflö-

sung des irdischen und materiellen Lebens, gelangen wir zur Seligkeit. — Die vierte Gottheit *Kasmilos*, *Kadmilos* (hebr. Kadmiel, Kemiël, daher Kemuel Gen. 22, 21. 1. Par. 27, 17.) oder *Camillus* bezeichnet nach der Ableitung aus dem Hebräischen einen, der vor Gott hergeht, einen Boten oder Verkündiger des (kommenden oder zukünftigen) Gottes. Axieros also wäre das erste, aber nicht das oberste Wesen, und Kadmilos das letzte, aber höchste. Die samothracischen Gottheiten denkt sich nämlich Schelling als Glieder einer vom Tiefsten in das Höchste aufsteigende Kette (nicht, nach dem Emanationssysteme, als Ausflüsse eines Urwesens in herabsteigender Ordnung), und die vier Gottheiten sind ihm kosmische Wesen, durch deren Wirken und Walten das Weltganze bestehe, das tiefste ist Ceres, deren Wesen Hunger und Sucht; Proserpina ist Grundanfang der ganzen sichtbaren Natur, Dionysos Herr der Geisterwelt; das Natur und Geisterwelt unter sich und mit dem Ueberweltlichen vermittelnde höhere Wesen ist Kadmilos oder Hermes, und der überweltliche, höchste Gott ist der Demiurg, Zeus. — Aber ohne künstliche Deuteley können wir wohl dieses annehmen, daß die Kabirische Lehre auf dem alten Dualismus, der auch im zoroastrischen Systeme hervortritt, beruht, nämlich auf der Entgegensetzung des himmlischen oder männlichen Principis (Axiokersos, Dionysos, Osiris, Hephaestos, der bildende, alles schaffende Gott, bey Varro der Himmel, wie in der persischen Lehre) und des irdischen oder weiblichen, (der sehnsüchtigen Penia, im Gegensatz zum Poros, nach dem Platonischen Mythos) letzteres ist Axiokersa (Ceres, die Erde, daher auch Vesta genannt.) Das dämonische, den Gegensatz beyder Kräfte vermittelnde Wesen ist Kadmilos, so wie das uranfängliche Wesen, aus dem die Doppelheit des Lebens, das Himmlische und Irdische (kosmologisch: die Sonne und die Erde) hervorgegangen, Axieros ist (die Nacht, entsprechend der Leto, oder Latona, der Verborgenen, deren Kinder Phoebus und Artemis, Sonne und Mond, sind). Das System der acht Götter gestaltet sich dadurch, daß jedes der beyden sich entgegengesetzten Momente den Gegensatz, die Bedingung des Lebens, wieder aus sich gebiert. Bezeichnen wir daher das männliche Element durch +, das weibliche durch —, so ist das System der Kabirischen Götter so zu fassen:

	Axieros	
Axiokersa	+	Axiokersos
+	—	+
	Kadmilos.	

Mit Recht nimmt Schelling eine Urquelle an,

aus welcher die ägyptischen und griechischen Götterlehren geflossen seyen; irrig aber, nach unserer Ueberzeugung, meint er, daß die griechische der Urquelle näher liege, indem er sich auf die unschuldig und kindlich spielende Phantasie beruft, die in der Homerischen Behandlung der Mythologie hervortrete. Denn diesen Geist der heiter spielenden Dichtung trugen erst die Hellenen, und zwar der jonische, unter dem milden Clima des kleinasiatischen Küstenlandes lebensfreudig sich entfaltende Stamm, in die alte Götterlehre über, die früher (im orphischen Zeitalter) einen ernsten Charakter und tiefe, orientalische Bedeutsamkeit hatte. Eben so irrig ist es, wenn Schelling „alle griechische Kraft und Herrlichkeit aus dem Naturvolke der Pelasger“ aufgehen läßt. Wir müssen bey den Griechen die alte religiöse, unmittelbar aus dem Orientalismus geflossene Lehre (die der Orphiker, der Mysterien und der Philosophen) unterscheiden von der Volksreligion, der gleichsam exoterischen Götterlehre, wie sie die Dichter, vorzüglich die epischen, durch Gesänge verbreiteten. Die alte ernste, orientalische Lehre verdankte unstreitig ihre Ausbreitung in Hellas vornämlich den Pelasgern, jene schöne, heitere Mythologie dagegen, in welcher sich der Ernst und Tiefsinn der orientalischen Lehre in üppiges, frohes Spiel der Phantasie auflöste, war ein Erzeugniß des heiteren, poetischen Sinnes der Hellenen, eines von den Pelasgern ohne Zweifel verschiedenen Völkerstammes. Ohne diese Unterscheidung würde sich alles in der griechischen Götterlehre und alten Geschichte verwirren.

Die Kabirischen Götter wurden, den alten Schriftstellern zu Folge, den Phönizischen Patäken ähnlich, als Pygmäen gebildet, waren also Zwerggötter; und doch verehrte sie das Alterthum unter dem Nahmen der grossen, mächtigen Götter (*ἑσὶ δυνάτοί*, s. *Saaliger* z. Varro T. II. S. 37. Bip.). Diese Schwierigkeit versuchten schon mehrere zu heben; auch Herr Schelling stellt eine Erklärung auf, die uns aber nicht befriedigt. Er sagt nämlich: „als Götter und als die ältesten der Wesen wurden sie nothwendig in ehrwürdiger Gestalt und als Alte gedacht, als Camille aber jugendlich und wie Knaben. Die noch rohe, aber aufrichtige Idoloplastik wußte diese streitenden Begriffe nur in der Gestalt von Zwergen zu vereinigen. Sonst glauben wir, einen der menschlichen Einbildungskraft auch sonst gewöhnlichen Zug darin zu finden, diesen nämlich, große, aber mehr zauberische, als natürliche Kräfte mit der Zwergengestalt vereinigt zu denken. Hat doch schon einer alten, nichts weniger als geradezu verwerflichen Ableitung zu Fol-

ge unser deutsches Wort Zwerg das griechische Theurgos zur Wurzel, und demnach von Hausaus (!) die Bedeutung eines theurgischen, zauberkräftigen Wesens.“ Unserem Urtheile nach liegt in der Zwerggestalt weder die Vereinigung des Alten, und Jungen, noch auch die Bezeichnung des Zauberschen und Theurgischen, sondern es spiegelt sich in ihr ganz die orientalische Symbolik ab, welche der entgegengesetztesten Gestalten Verschmelzung liebt zur Bezeichnung des Wundervollen und Göttlichen, das durch keine der natürlichen und regelmässig gebildeten Gestalten darstellbar ist, weil seine unendliche Tiefe und Fülle nicht erschöpft und in eine bestimmte Form eingefesselt werden kann. Man gedenke nur der wundervollen, ja abentheuerlichen und für unsern Geschmack widerlichen Bildungen der indischen Götter. Zu dieser orientalischen Symbolik, die der poetische Hellene durch Humanisirung regelte, die sich aber in der scandinavischen Mythologie, unlängbar einem Ausflusse der altorientalischen Götterlehre, noch erhalten hat, gehört auch der Zwerg, das Symbol der geheimen, wunderthätigen Macht, die alles mit zauberischer Schnelligkeit und unerforschlicher Weisheit oder List ausführt. Dieses Wundervolle, Uebernatürliche konnte nur als ein unnatürliches Wesen bezeichnet werden; wollte man daher ungeheure Kraft und Stärke andeuten, so wählte man die Riesengestalt, wollte man aber das geistige und unbegreiflich schnelle (gleichsam körperlose) Walten und Wirken und die alles vorhersehende Klugheit, wie die alles vermögende Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit sinnbildlich darstellen, so bediente man sich der fast körperlosen und zugleich verschränkten Zwerggestalt. So heisst ja auch bey den Griechen der kunstreiche und verschlagene Prometheus ἀγκυλομήτης (wie Kronos b. Hesiod. Theog. 19. 473. 495 u. a.), d. h., der krumme Plane hat, d. h., der verschlagene, dagegen ἀπλοῦς, der einfache, gerade, der offene und zugleich der dumme ist (simplex). Und so muss auch das deutsche Wort Zwerg gedeutet werden; nicht von *Zeurgός* stammt es ab, wie Schelling meint, sondern von *zwerch*, d. i. quer, krumm (dem geraden entgegengesetzt, wie in der angelsächs. Uebers. Luc. III, 5. and thwuru beoth in gerichte), verkehrt, dann auch zornig, böse, s. *Wachter*. Glossar. T. II. S. 1989. Diese Bezeichnung des Guten und Bösen (des Verderblichen, Schädlichen) in einer und derselben Göttergestalt ist ganz der alten Symbolik angemessen. Die Zwerge sind also die allwirkenden Lebensgeister, oder das geheime Walten der Dinge, das sich vornämlich da verkündet, wo das sinnliche Auge nichts schaffendes erblickt und

das verborgene Naturleben nur in seinen wie aus Nichts durch Zauberkraft hervorgegangenen Schöpfungen gewahrt, wie in den Tiefen der Erde, wo die Stein- und Metallgeister wohnen, in den Waldungen, auf den Gebirgen u. s. f.; daher der poetisch-bildliche Glaube alles dieses bald mit Zwerge erfüllte. Solche Zwerge, d. h., geheimwaltende, allmächtige (Kabir heisst nämlich im Phönizischen und Syrischen mächtig, s. *Scaliger* zu Varro l. l.) Wesen waren auch die samothracischen Kabiren oder Koblode (Κάβειροι ist nämlich nach dem Hesychios verwandt mit Κόβαροι und Κόβαλοι, s. Is. *Voss*. z. Hesych. v. Καβαρνοι).

Zu einseitig fasst, nach unserer Uebersetzung, Herr Schelling den Begriff der Kabiren. Er sagt: „der Nahme Kabire müfsie den Begriff der unauflöslich vereinigten und zwar der magisch Vereinten bedeuten.“ Daher leitet er das Wort Kabir (Chabir) von der Wurzel *consociavit, coniunxit se*, ab; Chabhirim sind die Genossen, und Chabir deutet auf unauflöbliche Verbindung und magische Verkettung hin. Mit den Kabiren vergleicht dann Schelling die *Consentes* und *Complices* der alten Etrusker, sechs männliche und sechs weibliche Wesen, unter der Leitung des Zeus. Dieses ist aber nichts anderes, als das alte bekannte Göttersystem der Aegyptier und Griechen, welches, so wie das Kabirensystem, astronomischen Ursprungs ist; denn die Zwölffzahl deutet auf den Thierkreis hin, so wie die Siebenzahl der kabirischen Götter, zu denen noch ein achttes Wesen als Vorsteher und Führer (*ἡγεμῶν μέγας ἐν οὐρανῷ*, wie Platon im Phädras sagt, wo er auf ähnliche kosmologische Mythen anspielt) hinzukam, auf das Planetensystem. Daher in der alten Inschrift (bey Münster S. 8.): *ἡ στρατία εἰς εἰμί, λαχὼν θεὸν ἡγεμονῆα*; denn *στρατία* (*saba, exercitus*) wird vom Chorreigen der Himmelskörper, als einem wohlgeordneten Ganzen, vorzugsweise gebraucht; vergl. Plat. Phaedr. 246. E., das Hermias S. 136. ed. Ast. Also ist der Begriff der magischen Vereinigung und Verkettung wohl nicht das Auszeichnende der kabirischen Götter, da er allem systematisch geordneten zukömmt. Auch möchte der Gedanke zu beschränkend und einseitig seyn, das die Lehre der Kabiren eine Darstellung der allgemeinen Magie und der im Weltall immer dauernden Theurgie gewesen sey, durch welche das Unsichtbare, ja Ueberwirkliche unablässig zur Offenbarung und Wirklichkeit gebracht werde. Wie in der gesamten Mythologie, so müssen wir wohl auch in der Lehre von den Kabiren die alte kosmologische Bedeutung von der nachmahligen physischen und der spätern ethischen und poetischen unterscheiden. Die Kabiren waren als kosmische

Wesen ohne Zweifel Sternbilder; Axiosos die Nacht, gleichsam das himmlische Chaos, Axiokersa die Erde, Axiokersos die Sonne und Cadmilos (Hermes) der Merkur; als physische Kräfte die Elemente: Wasser (die Ungeschiedenheit, reine Formlosigkeit), Erde, Feuer und Luft (das den Gegensatz der Erde und des Feuers lebendig vermittelnde Element, nach der alten Lehre von den Elementen, s. Platon im Timaeos); und als ethische Wesen wurden sie als die magischen, theurgischen, schöpferischen, schützenden und das Böse (die Gefahren der Schiffahrt z. B.) durch ihre Zaubergewalt abwendenden Geister gedacht.

So wenig wir mit den Resultaten dieser Abhandlung durchgängig einverstanden seyn können, so verkennen wir doch nicht den Fleiß, den der wissenschaftliche und gelehrte Vrrfasser auf die Ergründung seines so schwierigen Themas gewendet hat, und sehen mit Verlangen der Erscheinung des gröfseren Werks über die Weltalter entgegen.

Stelle S. 88; ἔχειν ist nämlich *versari, esse*, und so wie der Grieche εἶναι πρὸς τι und πρὸς τινι (s. *Wyttenbach*, zu Plutarch. de ser. num. vind. S. 21) sagt, so konnte auch der Dichter ἔχει πρὸς αὐτὸν τὸνδε χῶρον setzen. — V. 29 liest er κτύπος statt τύπος, was der Zusammenhang allerdings zu fordern scheint. — V. 35 hat er die alte Lesart τεχνήματ' ἀνδρός gegen die Brunckische Lesart ἀνδρὸς τήχνημα als die richtigere unter den Text gesetzt. Sonderbar ist es, dafs der Verfasser den Brunckischen Text, von welchem er doch so vielfältig abweichen mußte, unverändert hat abdrucken lassen. Besser wäre es gewesen, den älteren Text zu geben, und die Verbesserungen, die nothwendig schienen, darunter zu setzen. — V. 49 erklärt er mit Recht die Verbesserung von Gedicke ἐλευθέρω statt δευτέρω für die ächte, dem Zusammenhange allein angemessene Lesart. — V. 35 will Herr Fröhlich so lesen:

— τὴν Φιλοκτῆτου σε δεῖ

Ψυχὴν — ὅπως λόγοις νιν ἐκκλέψεις λέγων.

ὅταν σ' ἐρωτᾷ —

λέγ' εἶν' Ἀχιλλέως παῖς —

πλεῖν δ' ὡς u. s. w.

Wozu er die Erklärung gibt: „Odysseus fängt an mit τὴν Φιλοκτῆτου σε δεῖ ψυχὴν, ergreift aber, so als ob ihm während des Sprechens der angefangene Ausdruck zu schwach schiene, eine andere Wendung, und endigt mit einer kräftigen Art von Imperativ: ὅπως λόγοις νιν ἐκκλέψεις λέγων“. Diese Erklärung und Verbesserung wird schwerlich den Kritiker befriedigen können. Wie hart und ungewöhnlich wäre diese Abbrechung und diese Verbindungslosigkeit in einem so kleinen Satze (denn nur ein längerer Zwischensatz könnte ein solches Anakoluthon entschuldigen). Auch die Verbesserungen der folgenden Verse haben unsern Beyfall nicht erhalten können. Warum will der Verfasser die gefällige Nachlässigkeit der kunstlosen Sprache des gewöhnlichen Lebens, die wir in dem Ausdrücke παῖς Ἀχιλλέως (das in Beziehung auf das vorhergehende τίς, nämlich εἶ, gesetzt ist statt: παῖδα Ἀχιλλέως σε εἶναι) und in πλεῖς (du schiffst, statt: du mußt sagen, dafs du schiffest, also statt: σὲ πλεῖν) anerkennen müssen, durch logische Correctheit vertilgen? Ueberdies hat der Verfasser durch seine Verbesserung das eigentlich Anstößige in jenen Versen gar nicht hinweggeräumt, nämlich die unerträgliche Tautologie λόγοισι-λέγων-λέγειν und λέγων V. 64. Recensent vermuthet, dafs der Dichter vielleicht so geschrieben habe;

— τὴν Φιλοκτῆτου ἰδεῖν

Ψυχὴν ὅπως λόγοισιν ἐκκλέψεις πλέων.

ὅταν σ' ἐρωτᾷ —

λέγειν u. s. w.

Philologie.

Σοφοκλεους Τραγωδίαι. *Sophokles Tragödien, emendirt und erläutert durch Johann von Gott Fröhlich. Erster Theil, enthaltend: Philoktetes, Elektra, die Trachinerinnen. Sulzbach, in des Kommerzienraths J. E. Seidel Kunst- und Buchhandlung, 1815. Ersten Theils erstes Bändchen. Text. Vorrede S. XII, S. 212. Zweytes Bändchen, S. 324.*

Der Verfasser hat diese Ausgabe der Tragödien des Sophokles in der doppelten Absicht unternommen, einmahl den Schüler in den Stand zu setzen, sich selbst von Tag zu Tag auf seine Lection vorzubereiten, und auch ohne Beyhülfe des Lehrers den Dichter lesen zu können, und dann zur Berichtigung und Wiederherstellung des ursprünglichen Textes der Sophokleischen Tragödien (dem auf eine befriedigende Weise nur durch eine keckzugreifende Kritik zu helfen sey) nach Vermögen beyzutragen. Eine nähere Prüfung einiger Erklärungen und Verbesserungsversuche in der ersten Tragödie, im Philoktetes, wird zeigen, was der Verfasser geleistet hat.

V. 22 verwirft er mit Recht die Erklärung des ἔχει, dafs es, auf den Philoktetes bezogen, so viel sey als κατοικεῖ; er erklärt es so: *berichte nur sodann, ob die beschriebenen Gegenstände hier in der Nähe oder vielleicht auf einer andern Seite der Insel sich befinden.* So fafste schon Gedicke die

Der Infinitiv *ιδεῖν* hänge dann vom vorhergehenden *ἀνωγας* ab. Dieses konnte ein Grammatiker leicht übersehen, und zum Infinitiv *σε δεῖ* suppliren; so kam dann die Glosse, wie so häufig, in den Text. Das Particip *πλέκων* bezieht sich mit auf *λόγοισιν*, ist also durch *αὐτούς* oder *τοιούτους* zu ergänzen; und bekannt ist *πλέκειν λόγους*. Der Infinitiv *λέγειν* hängt dann mit *ιδεῖν* zusammen, denn beyde Infinitive beziehen sich auf *ἀνωγας*, aus welchem *ἀνωγα* genommen werden muß. Das weiter unten folgende *λέγων* aber hängt nicht mehr mit dem früheren zusammen, sondern bezieht sich unmittelbar auf das zunächst vorhergehende: *ἀλλ' αὐτ' Ὀδυσσεῖ παρέδοσαν*; das Particip *λέγων* steht daher absolute statt *λέγοντος* (indem du sagst). — V. 79 will der Verfasser *καὶ* in *μέν* verwandeln, und nach *λαβεῖν* das Punct in ein Comma verändern (das letztere hat schon *Schäfer* in *Meletem. critic.* S. 77 erinnert). — V. 103 erklärt er die Worte *οὐ μὴ πίζηται* durch *οὐ δέδοικα, μὴ πίζηται*: nicht besorge ich, das er etwa sich bereden lasse; *οὐ μὴ* ist aber so viel, als *οὐχ ἐνθυμητέον μὴ*: es ist nicht daran zu denken, das, d. h., mit nichten wird er sich bereden lassen. — V. 126 will Herr Fröhlich so lesen:

*καὶ δεῦρό σοι κοινῶν ἐπίκουρόν τε του
κατασχολάζειν,
ganz abweichend von der gewöhnlichen Lesart:
καὶ δεῦρ, εἰάν μοι τοῦ χρόνου δοκῆτέ τι
κατασχολάζειν.*

Dieses ist ein Beyspiel seiner keck zugreifenden (s. Vorrede S. IX.) Verbesserungsart. Heißt aber dieses den Dichter verbessern, wenn man irgend einen beliebigen Sinn in eine Stelle einträgt, oder von der Voraussetzung ausgeht, die Stelle müsse den Sinn haben, den man gerade für den passenden hält, und dem zu Folge die Worte auf das gewaltsamste verdreht, oder um die gewöhnliche Lesart sich gar nicht bekümmert? Ein solches Verfahren hebt alle kritische Grundsätze auf, und verwandelt die Kunst der Emendation in ein willkürliches Spiel der Laune. An sich also ist diese Verbesserung des Verfassers wegen der gänzlichen Abweichung von der gewöhnlichen Lesart verwerflich; sie zeigt sich aber zugleich auch als falsch, wenn man erwägt, das durch *ἐπίκουρον* ein Anapäst eingeschwärzt würde, den das Vermaß an dieser Stelle nicht duldet, und das die gewöhnliche Lesart, richtig gedeutet, gar keiner Verbesserung bedarf. Der Sinn ist nämlich dieser: wenn ich meine, das ihr eine geraume Zeit geplaudert habt (dafs du mit dem Philoktetes in das Gespräch verwickelt bist und die Sache schon eingeleitet hast), so schicke ich den Mann wieder her, damit er mit trügerischen Reden dir beystehet. *Τι τοῦ χρόνου* ist so viel als

(διὰ) *τινὰ χρόνον*, eine Zeit lang, eine geraume Zeit, und *κατασχολάζειν*, sonst müßig seyn, ist in Musse reden, d. h. plaudern. — V. 133 will Herr Fröhlich so lesen:

*Ἐρμῆς δ' ὁ δολίον πόμπος ἡγήσαιο νῆν,
Νίκην δὲ δεῖη Παλλάς, ἢ σάζει μ' ἀσί.*
Diese Verbesserung ist überflüssig, weil die gewöhnliche Lesart, richtig gefasst, einen sehr passenden Sinn gewährt. Dazu kömmt, das die Häufung der Bey- und Ehrennahmen, *Ἐρμῆς, ὁ πέμπων, δολίος* und *Ἀθηνᾶ, Πολιάς, Νίκη* ganz im Charakter einer hymnischen Anrufung oder eines Gebethes liegt. Des Herausgebers Verbesserung verdammt überdies schon der Anapäst *δολίον*. — Im Chorgesange will er, V. 137 *τέχνα* und *γνώμα* lesen statt *τέχνα* und *γνώμα*; der Nominativ scheint uns aber nachdrücklicher zu seyn, als der Dativ oder Ablativ, weil er die zu bezeichnende Sache stärker hervorhebt; man ergänze zu *τέχνα* und *γνώμα* das Pronomen *τούτου*, in Beziehung auf das nachfolgende Relativum *παρ' ὄτω*. — V. 141 verwandelt er die Worte:

*σε δ' ὦ τέκνον, τόδ' ἐλήλυθε
πᾶν κράτος ὠγύγιον*
in:

*σοὶ δέ, τέκνον, πατρός ἐλήλυθε
πᾶν κράτος ὠγύγιον.*
Noch willkürlicher will er den V. 144:

*Νῦν μὲν, ἴσως γὰρ τόπον ἐσχατιαῖς
Προσιδεῖν ἐδέλεις, ὅτινα κείται,
Δέρκου Ζαρσῶν u. s. f.*

so verändern:

*Νῦν μὲν, ἴσως γὰρ τὸ ὅπου ἐσχατιαῖς
Προσιδεῖν ἐδέλεις, ὅτινα κείνται,
Δέρκου Ζαρσῶν.*

was er so erkläri: *Νῦν μὲν, ἴσως γὰρ (τὰς) ἐσχατιαῖς προσιδεῖν ἐδέλεις, ὅτινα τόπον κείνται, δέρκου Ζαρσῶν*. Dadurch wird die eigenthümliche Schönheit der Stelle vertilgt. Neoptolemus sagt nicht: wenn du Lust hast, als Fremdling das fremde Land umher zu beschauen (denn sollte wohl der Chor die ganze Insel haben durchwandern wollen?) sondern: wenn du die verlassene Wohnung, in welcher Philoktetes, von der Welt gleichsam abgeschnitten (*δίχα ἀνθρώπων* V. 31), also wie am äußersten Ende der Welt (*ἐν ἐσχατιαῖς*), schmachtvoll sein Leben fristet, besehen willst, so betrachte sie getrostes Muthes (Philoktetes hatte sie nämlich verlassen, s. V. 31.; daher *ὀδίτης* im Folgenden, und *τῶνδ' ἐκ μελάθρων - προχωρῶν*). Sehr schön entspricht dem *ἐσχατιαῖς* das *κείνται*; denn *κείσθαι* wird, wie bekannt, von allem gebraucht, was verachtet, vergessen und schmachtvoll daliegt. Sich selbst übertroffen aber hat der Verfasser bey der Verbesserung des 147. Verses, wo er für

Δεινὸς ὀδίτης, τῶνδ' ἐκ μελάθρων

lesen will:

Δεινός οδότης μετὰ τοξευμάτων

was eine grobe Verletzung des anapästischen Versmafses ist. Uebrigens bedarf der Vers gar keiner Verbesserung, denn τῶνδ' ἐκ μελάθρων bezieht sich auf die Höhle oder Wohnung des Philoktetes, welche Neoptolemos dem Chore zu besichtigen verstatet. Der Sinn also ist: wenn aber der furchtbare Wanderer (Philoktetes, welcher ausgegangen ist) zurückkömmt, so geh aus der Höhle heraus und komme zu mir zurück. Τῶνδε ist hinzeigend gesetzt; denn die Höhle lag in ihrer Nähe.

Dieses genüge, um unser Urtheil zu bekräftigen. Wir verkennen keineswegs die Sprachkenntnisse und den poetischen Sinn des Verfassers, und loben seinen regen Eifer für die Wiederherstellung der griechischen Urschrift; aber warnen müssen wir ihn, dafs er sich von seinen kritischen Grundsätzen nicht hinreißen lasse; denn jene keck zugreifende Methode des Emendirens würde uns, wenn sie jeder so, wie der Verfasser, an dem Dichter versuchen wollte, endlich um den ganzen Urtext der Sophokleischen Tragödien bringen. Φ.

Acta Philologorum Monacensium, auctoritate regia edidit *Fridericus Thiersch*. Monachi, in bibliotheca regia scholarum, Norimbergae apud Steinium in commissis, T. I. Fasc. 1. 2 und 3. 1812. Fasc. 4. 1814. gr. 8.

Ein verdienstvolles Unternehmen des thätigen Prof. Thiersch, dem nach dem Abgange des Hofr. Jacobs, mit welchem die Akademie der Wissenschaften in München ihre eigentliche Zierde verloren hat, die Leitung des philologischen Studiums an dem Lyceum zu München zu Theil wurde. Diese *Acta* enthalten eine Auswahl von den Aufsätzen und kritischen Arbeiten, welche die Mitglieder der philologischen Gesellschaft unter der Leitung des Prof. Thiersch zum Behufe der Uebungen in der Kritik und Interpretation geliefert haben. Hiebey wurde Herrn Thiersch das besondere Glück zu Theil, dafs junge Männer theils freywillig, theils auf höhere Aufforderung, diese Gesellschaft besuchten, welche schon einen höheren Grad von philologischer Bildung erlangt hatten, wie die Herren *Döderlein* und *Werfer*. Daher diese Gesellschaft in so kurzer Zeit schon herrliche Früchte tragen konnte.

An der Spitze des ersten Hefts der *Acta* steht Herrn Thiersch's *Dissertatio de verborum modis, qui-*

bus apud Homerum tempora et causae rerum indicantur. P. I. bis S. 24. Herr Thiersch sucht den Gebrauch der Modi bey Homeros — einen sehr schwierigen Gegenstand, über welchen uns selbst die alten Grammatiker keine Belehrung zu geben vermögen — auf sichere Grundsätze zurückzuführen. In Rücksicht der Zeitbestimmung stellt Thiersch das Gesetz auf, dafs der Indicativ immer stehe, wo etwas vergangenes erzählt werde, der Coniunctiv bey der Gegenwart und Zukunft, und der Optativ da, wo der Satz etwas gedachtes oder allgemeines bezeichne. Diesem zu Folge will er Iliad. IV, 423. ἄρνυτ' (ἄρνυτο als Imperfect) statt ὄρνυτ' (ὄρνυται) lesen, in den Stellen aber, wo nach ὄτε der Indicativ des Futuri steht, legt er der Coniunction ὅτε die Bedeutung von *siquidem, quandoquidem* unter. Dieser Gegenstand verdient eine noch gründlichere Erforschung, und mit Vergnügen haben wir aus den Zusätzen zu der neuen Ausgabe des Vigerus de idiotismis graecae dictionis ersehen, dafs der eben so gelehrte, als scharfsinnige *Hermann*, der sich um die griechische Grammatik schon so viele und grofse Verdienste erworben, die Prüfung und Widerlegung der von Prof. Thiersch aufgestellten Grundsätze unternommen hat. — II. *Observationes criticae in Sophoclis Oedipum Coloneum, auctore Ludovico Döderlein*. Bis S. 70. Eine treffliche Probeschrift, in welcher der Verfasser sein gründliches Studium der griechischen Tragiker beurkundet hat. Sein einige Jahre später erschienenenes *Specimen novae editionis tragoediarum Sophoclearum* haben wir bereits in diesen Blättern angezeigt. Nur einiges wollen wir berühren. S. 34 erklärt Herr Döderlein die Worte οὐκ ἔτ' οἶδ' in der Stelle des Sophokles Oedip. Tyr. 1251 durch *caetera nescio; οὐκέτι* heifst aber eigentlich *nicht weiter*, und ist häufig nur das verstärkte οὐ. S. 35 bemerkt er, Heindorf habe zu Gorg. des Platon S. 50 geäußert, dafs nach φυλάσσεισθαι ἵνα statt ὅπως folgen könne; wir finden aber in Heindorf's Anmerkung keine Andeutung davon. — III. *Observationes criticae et grammaticae in Herodoti historiarum libros, auctore Franc. Xav. Werfer*. Pars prior. Dieser Aufsatz zeugt von grofser Belesenheit in den Werken der Alten und scharfer Beobachtungsgabe. Nicht nur werden viele Stellen des Herodotos, Isokrates u. a. kritisch und exegetisch berichtet, sondern auch sehr häufig feine Sprachbemerkungen eingestreut, die der gelehrte Verfasser überall mit treffenden Stellen belegt. Auch hier wollen wir nur einzelnes hervorheben. S. 75 wird der Sprachgebrauch τὴν ἐπὶ θανάτῳ und ἐπὶ θανάτῳ gründlich erörtert; S. 89 ff. über die Stellung und den Gebrauch der Partikeln μέν und δέ in der Protasis und Apodosis ausführlich gehandelt; S.

100 ff. die Verwechslung von *ei* und *iv* erläutert; der Gebrauch der Partikel *de* in der Bedeutung von *γάρ*; S. 118. *δπου* in der Bedeutung von *da*, quum, erklärt u. s. w.

Das zweyte Heft enthält das *Decretum Regium de seminario philologico factum*; dann folgen I. *Observationes criticae in Anthologiam graecam, auctore Friderico Jacobs*. Pars prior., bis S. 172. Dieser Aufsatz, eine wahre Zierde der Acta, enthält nicht nur Verbesserungen der Epigramme der griechischen Anthologie, sondern auch zahlreiche Berichtigungen anderer Schriftsteller. Bewundernswürdig ist die kritische Gewandtheit des Verfassers, und das Leichte, Gefällige seiner Conjecturen, worin ihn vielleicht keiner unserer jetzigen Philologen erreicht. Doch hat dieses glückliche Talent etwas sehr verführerisches, indem es leicht die ernste Kritik in ein angenehmes Spiel verwandelt, das sich an sich selbst ergötzt und, in eigner Lust schwelgend, auch das Unantastbare in seinen Zauberkreis hineinzieht. Erwägt man z. B., wie viele Stellen der alten, griechischen und römischen, Dichter, welche die erstere und gründlichere Forschung in Schutz nehmen mußte, von dieser spielenden Kritik angefochten worden sind, so wird man unser Urtheil vollkommen bestätigt finden. — II. *Friderici Thierschii dissertatio de verborum modis, quibus apud Homerum tempora et causae rerum indicantur. Pars secunda*, bis S. 204. Dieser Abhandlung ist ein Epimetrum angehängt, in welchem der Verfasser alles zusammenstellt, was er über den Gebrauch der Modi bey den Dichtern nach dem Homeros zu bemerken hatte. — III. *Observationes criticae et grammaticae in Herodoti historiarum libros, auctore Frano. Werfer*. Pars posterior., bis S. 275. Auch diese Abhandlung ist reich an Sprachbemerkungen, z. B. über den Gebrauch des Futuri, wo man den Conjunctiv erwartete, wie in *ἀπορῶ, ὅτι χηρῶμαι*, S. 233 ff.; über *iv* nach der Partikel *γάρ*, vor dem Pronomen *αὐτός*, S. 246 ff.; vor den Zeitwörtern, die mit *ἀπό* zusammengesetzt sind, S. 248; über *iv* mit dem Particip, S. 249 ff.; vor Zeitwörtern mit *ἐπί*, S. 251; *iv* mit dem Indicativ Futuri, S. 252; über *πρῶτον μὲν — ἔπειτα* und *ἔπειτα δέ*, S. 253 ff.; über *οὔτι*, S. 262 ff.; über *ἐν* für *εις*, S. 266.

Im dritten Hefte lesen wir den zweyten Theil der *Observationes criticae in Anthologiam graecam* von Fr. Jacobs, bis S. 303; dann folgt: *de copiis Victorianis in Homerum, Hesiodum, Pindarum et Tragicos. Scripsit Fridericus Thiersch*. Dieser Aufsatz beschäftigt sich mit der schätzbaren Sammlung von Handschriften und Ausgaben, welche P. Victorius, der sie besaß, mit Randanmerkun-

gen versehen hat. Diese Sammlung verdankt die königliche Bibliothek zu München dem Churfürsten Carl Theodor, der sie in Rom kaufen liefs. Zuerst theilt uns Hr. Thiersch das vornehmste mit, was sich am Rande der Pariser-Ausgabe des Homers (1544) und der Florentiner des Hesiodos (1515) von P. Victorius aufgezeichnet findet; dann die Anmerkungen zum Pindaros (Ausg. von Calliergus, Rom. 1515), Aeschylos, Sophokles und Euripides. Ueber den Sophokles theilt er uns ein Scholion mit, worin berichtet wird, daß der jüngere Sophokles den Oedipus Coloneus aufgeführt habe. Herr Thiersch sucht es wahrscheinlich zu machen, daß der ältere nur die *πρόδος* geschrieben und seinen Richtern vorgelesen, der jüngere aber, ein Enkel des älteren, berühmten Tragikers, vielleicht von seinem Großvater selbst dazu aufgemuntert, die Tragödie vollendet habe. — Von S. 339 an folgen *Copiae Victorianae in Aristophanem, quae exscripsit Aloysius Nickelius*, bis S. 404; dann *Addimenta in Observationes criticae in Anthologiam graecam et ad copias Victorianas in Aristophanem*, bis S. 418. Den Beschluß macht eine Sammlung griechischer Gedichte von Jacobs und Thiersch, von denen wir die meisten mit Vergnügen gelesen haben.

Das vierte Heft enthält: I. *Friderici Thierschii dissertatio de verborum modis, quibus apud Homerum tempora et causae rerum indicantur. Pars tertia et ultima*, bis S. 467. Diesem folgt eine *Dissertatio* nach, *qua leges de usu modorum apud Homerum contra Hermannii dissertationes defenduntur*. Wir wünschen, daß dieser Streit zu sicheren Resultaten führen möge, und enthalten uns, um dem gelehrten Grammatiker Hermann nicht vorzugreifen, alles Urtheils über die Vertheidigung des Herrn Thiersch. — II. *Lectio in P. Ovidii Nasonis Heroidas Specimen. Censcripsit F. Xav. Werfer, Monacensis*, bis S. 566. Dieser treffliche Aufsatz wird bey jedem Leser den lebhaften Wunsch erwecken, daß uns der gelehrte Verfasser dereinst mit einer kritischen Ausgabe der Heroiden des Ovidius beschenken möge. — Den ganzen ersten Band beschließen vollständige Indices.

Wir wünschen dem thätigen Prof. Thiersch zu diesem so verdienstlichen Unternehmen von Herzen Glück, und sehen der Fortsetzung der *Acta* mit Verlangen entgegen. Auf eines jedoch können wir nicht umhin, den Herausgeber aufmerksam zu machen, nämlich auf die Latinität; denn je gehaltvoller eine philologische Schrift ist, um so unangenehmer ist es, bemerken zu müssen, daß die äußere Form, der Vortrag, dem inneren Werthe nicht entspricht. Wir wollen nur zwey Fehler der Latinität rügen, S. V. der In-

troductio sagt Hr. Thiersch: *Utinam vero contingeret nobis ceterisque viris optimis, qui atacri studio patriam juventutem erudiant, ut ita ornati ex institutionibus nostris juvenes prodirent virique evaderent, quales modo augurati sumus; wo der Germanismus contingeret, prodirent und evaderent statt contingat, prodeant und evadant eine schwere Verletzung der Latinität ist. Eben so fehlerhaft sagt Herr Verfasser S. 111: *Nolim enim summus ille Criticorum proposuerit οὐδὲν δειόν, quod usus linguae respuit; da es doch heißen müßte: Nolim proposuisset.**

φ.

Slowakische Literatur.

Poezye od Bohuslawa Tablice. Djl čtvrtý we Wacowě. 1812. Das ist: Poesien von *Gottlob Tablitz*. Vierter Theil. Waitzen 1812, bey Anton Gottlieb. 15 Bogen in 8.

Von Herrn *Tablitz*, Prediger zu Maróth in Ungarn, ein rüstiger slawischer Schriftsteller und Beförderer der slawisch-böhmischen Literatur, sind nun vier Bändchen seiner *Poesien* heraus, deren erstes 1806, zweytes 1807, drittes 1810, in derselben Druckerey, in welcher das vierte Bändchen erschienen. Die Einrichtung aller vier Bändchen ist eine und dieselbe. Die erstere Hälfte enthält Notizen über slawisch-böhmische Dichter, die in Ungarn lebten oder aus Ungarn gebürtig waren; die andere Hälfte hingegen stellt uns die Poesien dar, die gewöhnlich Originalien und worunter auch Uebersetzungen sind. Wie übrigens jene Notizen, sowohl durch die würdige Darstellung des Verfassers, als auch durch seine Gewandtheit in der Literär-Geschichte, ihr Interesse vollkommen bewahren; so entsprechen die Poesien dieser Sammlung, aus dem gehörigen Gesichtspuncte betrachtet, den Forderungen der Kritik nicht ganz genügend. Es ist nämlich bekannt und ausgemacht, dafs für das slowakische Publicum Ungarns, welches größtentheils aus den niederen Klassen besteht, bis jetzt nur Volksbücher geschrieben werden können. Will man aber dabey solche Werke herausgeben, die auch

den gebildeten Theil des Publicums ansprechen sollen, so muß man den Forderungen der Kunst ganz entsprechen, um nicht solche Leser unter den Slawen zu langeweilen, die aus den Klassikern anderer Nationen ihre Bildung hohlen. Und dieß ist eben der Fall bey slawischen Poesien, die gewiß nicht so sehr das gewöhnliche Publicum, als vielmehr der gebildete Theil desselben liest, wenn sie auch im Volkston geschrieben wären.

Nun ist aber auch in diesem vierten Bändchen weder in der höheren Dichtkunst, noch in der Volkspoesie den Forderungen der Kritik ganz Genüge geleistet worden. Das Insurgentenlied Seite 5. ist ziemlich incroyabel, und wenig im Geiste ächter Kriegspoesie; die Feyer des Frühlings S. 3. und das Frühlingslied S. 9. sind zu platt, als dafs sie gute Volkslieder wären; in den Freuden des Knabenalters S. 11. ist zu wenig Naivetät, und gar zu viel Alltägliches; und das Schülerlied S. 59. ist wohl schülerhaft, und selbst für Schüler frostig. In dem Lehrgedichte von der Unsterblichkeit S. 29 ff. hinkt gar oft die philosophisch-poetische Ansicht und Auffassung, und der Bau der Hexameter; und in der Feyer der Slawia S. 13 etc. scheint die Muse den Dichter zu sehr entzückt zu haben, indem er den Aberglauben des slawischen Volkes durch Schriftsteller schon ausgerottet wähnt; auch führt er die Verdienste slawisch-böhmischer Schriftsteller ganz katalogenmässig an, nach Virgils *fortemque Bian fortemque Cloanthum*. Gelungen sind hingegen und gemüthlich einige Stücke, als z. B. die Sehnsucht nach der Freundinn S. 62; das Mägdlein S. 65. der Abend S. 74. und die Klage des Jünglings S. 79. Wahrhaft jovialisch und ächt poetisch sind auch die zwey Gedichte S. 70 und 72. Kaffee und Wein, und die unersättliche Kaffeelust. Nicht minder gelungen ist die poetische Epistel an den Herrn Seberini S. 45., die den Eifer für die slawische Literatur und Volksbildung predigt; wie auch die Elegie an Michael Institoris Mossotzy, den unvergeßlichen ungrisch-slawischen Prediger zu Préßsburg. Auch finden sich hier einige glückliche Uebersetzungen religiöser Lieder aus dem Deutschen, die den Wunsch eines neuen Gesangbuches für die protestantischen Slawen Ungarns erregen.

— Xy.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 100.

Freitag den 15. December.

1815.

Mittelalter-Münzen.

Ueber einige seltene und unbekannte Schaumünzen Herzogs Albert V. aus Baiern. Eine Vorlesung gehalten in der öffentlichen Versammlung der königl. Akademie der Wissenschaften den 12. October 1814 von Franz Ignatz Streber Mitglied der historischen Klasse und Conservator des königl. Münzkabinetts. Mit einem in Kupfer gestochenen Medaillon und der Beschreibung sämtlicher Kurrent und Schaumünzen des genannten Herzogs. München gedruckt bey Michael Lindauer. 4. 42. S.

Der Gegenstand dieser anziehenden Gelegenheitsschrift, wie es schon der Titel sagt, sind die Münzen und Medaillen Herzogs Albert V. von Baiern, von denen in einem *Anhang* ein sehr reiches Verzeichniß gegeben wird, mit häufig eingestreuten Bemerkungen, welche immer die richtige und geläuterte Ansicht des Hrn. Verfs. bezeugen. Dieses Verzeichniß ist jedem Münzsammler, um so viel mehr dann für Baiern, gewiß ein sehr angenehmes Geschenk, wobey es noch dem Rec. besonders gefiel, daß hier die *Münzen und Schaumünzen von Gold und von Silber vermisch*t nach der Ordnung der Jahre angegeben sind, was dem Ganzen einen ächt historischen Werth gibt. Eigentlicher Gegenstand der *Vorlesung* selbst ist die Erklärung eines großen silbernen Medaillons desselben Herzogs im Gewichte von zwey Mark, von welchem der Kupferstich beygefügt ist. Man sieht auf der Vorderseite des Herzogs geharnischtes bärtiges Brustbild mit der Umschrift: ALBERTUS. COM. PALAT. RHENI. UTRISQUE BAVARIAE. DVX. (auf der Rückseite ist die Umschrift aus Virgil lib. VI. v. 854. PARCERE. SUBIECTIS. ET. DEBELLARE. SUPERBOS. 1558. und zwey Löwen wovon der eine einen Stier niederwirft, der andere ein Lamm verfechten zu wollen scheint, oben ein schwebender Genius mit zwey Kränzen,

Zwölftes Heft.

Die angegebene Jahrzahl führte unwillkürlich auf das wichtigste Ereigniß desselben Jahres, auf die Verschwörung eines Theiles der Stände, welche freye Religionsübung, Communion unter beyden Gestalten, Beybehaltung ihrer Prediger u. d. m. forderten, gegen die Person und das Leben des Herzogs. Als dieser nämlich die Stände wegen der Bewilligung jener Forderungen an einen künftigen Ausspruch des Papstes oder des Conciliums verwiesen hatte, bildeten die Stände damit unzufrieden unter sich einen geheimen Bund, um sich des Herzogs zu entledigen, wovon Graf Ladislaus von Haag der sehr wahrscheinliche Urheber war. Unter dem Nahmen des Herzogs ließen nun die Verschwornen ins Geheim Truppen in Sachsen für sich werben, durch welche sie dann mit dem benachbarten Adel vereinigt und verstärkt durch den eigenen Anhang im Lande zum Zwecke zu gelangen hofften. Aber diese falschen Werbungen wurden im Auslande selbst verrathen, und aus den Geständnissen der ergriffenen Personen lernte der Herzog zugleich die ganze Kette der Verschwornen kennen, zeigte sich aber bey dieser Gelegenheit wirklich ganz in dem Lichte seines Beynahmens, des *Großmüthigen*. Er versammelte mit den unwiderlegbaren Beweisen in der Hand, die Verschwornen, kündigte ihnen nach den Landes- und Reichs-Gesetzen den Verlust ihres Lebens und ihrer Güter an, begnügte sich aber, statt aller Strafe, gleichsam als hätten nur diese gegen ihn gefrevelt, damit — die abgezogenen Siegelringe der Edelleute vor ihren Augen zerschlagen zu lassen; — sogar die Nahmen der Mitschuldigen wurden, und selbst nach seinem Tode noch, auf seinen ausdrücklichen Befehl geheim gehalten, und es gelang dem Hrn. Verf. nur durch Vergleichung verschiedener Thatsachen größtentheils aus Hundius Stammbuche ein kleines Verzeichniß folgender seitdem längst ausgestorbener Geschlechter, aufzustellen, welche an diesen Religionshändeln Antheil hatten, sie sind: Ladislaus Graf von Haag, den die bai. Regierung im J. 1557 in siche-

re Verwahrung nehmen liefs, Pancraz v. Freiburg, Wolf Dietrich von Maxrain Freyh. zu Waldeck, Hanns Wolf des Christoph Warter zu Steinach und Annakan Freyberg Sohn; — und auf diese Gelegenheit, wo sich Albert in einer solchen Ueberlegenheit gegen seinen trotzen Adel zeigte, bezieht nun der Hr. Verf. das *Debellare superbos* der Medaille. Man kann dem Hrn. Verf. nur mit Vergnügen in der Entwicklung dieser Thatsachen folgen, wenn aber der Hr. Director Streber weiter anführt, daß sich diese Medaille einzig in dem Münzkabinete zu München vorfinde, so muß Rec. gestehen, daß er ganz dieselbe Medaille auch in dem kais. königl. Wiener-Münz- und Antiken-Cabinete gesehen habe, und man also wenigstens zwey bekannte Exemplare dieses Stückes annehmen müsse.

Rec. glaubte nach dem Durchlesen dieser kleinen aber gehaltvollen Schrift des schon rühmlichst bekannten Hrn. Directors Streber, worin eine der merkwürdigeren Epochen in dem thätigen Leben des Herzogs Albert mit so viel Umsicht und gewissenhaftem Gebrauch bekannter und neu geöffneter Quellen bearbeitet ist, auch dieses, und mit vielem Rechte, unter die Verdienste der Numismatik rechnen zu können; daß sie zu solchen gründlichen Untersuchungen eine so erwünschte Gelegenheit bietet.

S.

Schöne Wissenschaften.

- I. *Deutsche Gedichte von Freimund Raimar.* 1814. 8. S. 79.
- II. *Max von Schenkendorf Gedichte.* Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1815. 8. S. 189.
- III. *Des Epimenides Erwachen.* Ein Festspiel von Göthe. Berlin bey Dunker und Humblot. 8. S. 66. Vorr. XIV.
- IV. *Vaterländische Gedichte von Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stollberg.* Hamburg 1815. Bey Perthes und Besser. 8. S. 68.
- V. *Aus dem Kriegs- und Siegesjahre Achzehnhundertdreyzehn.* Vierzig Lieder, nebst Anhang. Von Dr. F. G. Wetzel. Leipzig und Altenburg bey F. A. Brockhaus. 1815. 8. S. 124.

I. Freimund Raimar's deutsche Gedichte sind wohl im Herzen jedes deutschen Lesers, und es wäre ein fruchtloses Unternehmen, durch eine Anzeige in diesen Blättern ihnen jetzt erst ein sogenanntes Publikum verschaffen zu wollen, da sie sich dieses nicht nur sogleich bey ihrer Erschei-

nung erworben, sondern weit mehr als dies; indem sie die Begeisterung für das Rechte und Schickliche in einer verhängnisvollen Zeit aufrecht hielten, stärkten und befestigten. Wir hielten es nicht für gut gethan, gleich nach ihrer Erscheinung durch Kunstgerechte Abschätzung dieser aus dem glühendsten Eifer eines für das Vaterland treu fühlenden Gemüths heraufgeblühten Gedichte die Aufmerksamkeit auf die Art der Arbeit und das was man Form nennt hinzuleiten, und so dasjenige, was den ganzen Menschen mit wohlthätiger Wärme durchglühen sollte, als einen Gegenstand der Kritik zu behandeln, wenn es diese gleich nicht zu scheuen hat. Bloße Anpreisungen aber, Entwicklungen des bey dem Lesen aufgeregten, vielleicht nur individuellen Gefühls, und dem gemäße Ausdrücke der empfundenen Begeisterung glauben wir nicht diesen Blättern angemessen, welche vielmehr nur die Resultate einer ruhigen Ueberlegung darbiethen sollen.

Wir erinnern uns in einem kritischen Blatte eine Anzeige dieser Dichtungen gelesen zu haben, in welcher der Recensent mit einer gewissen schonenden Großmuth den Dichter aufmuntern wollte, ihm Begeisterung und Wärme freygebiger zugestand, von künftigen Jahren das Abschleifen zu jugendlicher Rauheit hoffte, und ihn in seiner Meinung recht väterlich und mild auf das Gezwungne seiner Reime hie und dort aufmerksam machte. Gewifs ein Beyspiel, wie schwer es oft Recensenten wird, von angemessener Würde etwas zu vergeben, und wie sehr ihr Geschäft sie zu Zeiten verführt, sich schon im Voraus für klüger als denjenigen, den sie beurtheilen, zu halten. Unseres Bedünkens kann unmöglich von Glätte der Arbeit die Rede seyn, wo nicht durch diese, sondern durch Kühnheit der Form gewirkt werden soll; eben so wenig mag man von demjenigen, welcher Sturm läuft, begehren, daß er im Tanzschritte sich bewege. Ausgeebnete Glätte eines Kunstprodukts ist so wenig Erforderniß der Vollkommenheit, daß wir im Gegentheile gewohnt sind, manche Werke von anerkannter Trefflichkeit gerade um der entgegengesetzten Eigenschaften willen, wegen gewagter dem Anscheine nach sich unter einander widersprechender Verhältnisse ihrer Theile zu bewundern. Alles Tragische, das Erhabne überhaupt, beruht auf solcher scheinbarer Disharmonie; die hier zur Sprache gebrachten Dichtungen aber, wenn gleich ihrer äußern Gestalt nach lyrische Dichtungen, sind im hohen Grade tragischer Art, Aeußerungen der Empfindung des durch sein Herz in die große Tragödie jener Weltereignisse, die Deutschland von fremden Joche befreyt, verflochtenen Dichters. Im Geiste mithandelnde Person, gibt er uns, und

kann nicht anders als dieses geben, Sturm der Empfindung, Ausbrüche im Aufruhr befindlicher Kraft, Entgegenstreben gegen feindseligen Andrang des Auslandes, und nicht zur besonnenen Klarheit geläuterte, sondern aus erschütterter Brust hervorbrechende Hymnen freudiger Entzückung über gelungene Großthaten seiner Mitbrüder. Gedichte, die aus einer Empfindung solcher Art, wie die hier bezeichneten, hervorquollen, werden, unserer Meinung nach, durch das, was ein verzärtelter Sinn Rauheit nennen mag, erst ganz ihrer Art angeeignet; denn es ist nicht möglich Unruhe und kühnes Streben eines aus verachteten Verhältnissen zu einem besseren Seyn emporstrebenden Geistes in zarter Wortstellung zu geben. Wenn aber selbstständige sich genügende Kraft, muthvoller Widerstand gegen feindselige Beeinträchtigung heiliger Güter, den Menschen adeln, so wird auch die Dichtung, die solches Streben verkündigt, mit ihm geadelt und der Verehrung werth seyn. Da *Freimund Raimar's* deutsche Gedichte nicht ein willkürlich gemachter Versuch zu dichten, sondern wirkliche aus der Zeit, die sie erzeugte, hervorgeblühte Dichtungen sind, so konnten sie sich in einem, mehr dem Erhabnen als dem Schönen zusagenden Gemüthe, nicht anders gestalten, als wie sie uns gegeben wurden. Der Verfasser hat nicht ein *Facsimile* der großartigen Gefühle des Augenblicks, sondern diese selbst geben wollen; sie haben sich in ihm zum Kunstwerke gestaltet, weil alle Empfindung des Lebens, die sich zu solcher idealer Gröfse läutert, Eigenthum der Kunst wird.

Die zwölf kriegerischen *Spott- und Ehrenlieder*, welche die Sammlung eröffnen, haben daher, wenn sie gleich in Ausdrücken und Wendungen sich manches erlauben, was man nicht in unsern poetischen Blumenlesen zu finden pflegt, darum nichts desto weniger die Theilnahme der Zeitgenossen, deren Ehrenwerthes Gefühl sie verkünden, aufgeregt. So, wenn es z. B. S. 8. heifst:

Ey, ey!

Ney, Ney!

Ey, Ney, was hast du verloren?

Deinen alten Feldherrn-Ruhm,

Und dein junges Fürstenthum

Von Moskwa, kaum geboren,

Hast du, hast du verloren!

Ey, ey!

Ney, Ney!

Ey, Ney, was hast du verloren?

Deinen schönen Marschallstab,

Den dein Kaiser selbst dir gab,

Zu Krasnoi, wo dich's gefroren,

Hast du, hast du verloren! etc. etc.

oder wenn die Freude über die Schlacht an der Katzbach sich so verkündet:

Nehmt euch in Acht vor den Bächen,

Die da von Thieren sprechen,

Jetzt und hernach!

Dort bey Rosbach! dort bey Rosbach!

Dort von euren Rossen

Hat man auch euch geschossen,

Ist das Blut geflossen

In rechtem Bach.

Nehmt euch in Acht vor den Bächen,

Die da von Thieren sprechen,

Jetzt und hernach!

An der Katzbach, an der Katzbach!

Da haben wir den Katzen

Abgehau'n die Tatzen,

Dafs sie nicht mehr kratzen;

Kein Hieb ging flach!

so sind diese Verse kein Schaustück, vor Damen zu lesen, die einen Abend angenehm hinträumen wollen, sie sind aber der volle Ausdruck männlichen Hohn's, und der Verachtung gegen niedergetretenen Uebermuth. Die Gedichte: *General Wrede, das Mädchen von Potsdam, die Schlacht von Leipzig, die verunglückten Brücken, Lied einer gebornen Preussinn, Lied eines fränkischen Mädchens, zum Auszug der Koburg'schen Landwehr*, theils strafend, theils das Entzücken der froh bewegten Brust verkündigend, werden, wenn auch diese wild bewegte Zeit, der wir angehören, vorübergezogen seyn wird, durch die Fülle der ihnen eigenthümlichen Kraft, den Adel der ausgesprochenen Gesinnung, und die oft aus gehäuften Mislauten dennoch unerschüttert vortönende Harmonie eines des würdigsten Strebens bewußten Gemüthes entzücken. Wir wollen hier nur zwey Strophen aus dem Gedichte *General Wrede*, die sich auf die Schlacht bey Hünningen beziehen, ausheben:

General Wrede!

Geh' und rede

Deine tapfern Bayern an,

Dafs in vorigen Schlachten Narben

Sie so rühmlich nicht erwarben,

Als sie können hier empfahn;

Dafs, wo sonst ihr Blut geflossen,

Keine Lorbern konnten sprossen,

So wie hier auf dieser Bahn.

General Wrede!

Rufs' und Schwede,

Preufs' und Oestreicher naht.

Du hast wacker zugehalten;

Neuer Bruder mit uns alten
Zieh' auf gleichen Ehrenpfad.
Hast dein eignes Blut vergossen,
Hast dich uns zum Bundesgenossen
Recht verschrieben durch die That!

Die in einem ähnlichen Gefühle gedichteten vier Kriegslieder, welche zwischen die beyden Abtheilungen geharnischter Sonette gestellt sind, dürften von Vielen den Gedichten der ersten Abtheilung noch vorgezogen werden. Schwerlich ist jemahls die gänzliche Hingebung an das Werk des Kriegs auf eine einfachere Weise ausgedrückt worden, als in dem Gedichte: *Das ruft so laut. Das Teufelslied*, eine grelle Verhöhnung des allgemeinen Feinds, das *Zosachen-Winterlied*, leicht auf die Vergangenheit des nächsten Jahrs zurückblickend, sind bey energischer Kühnheit des Ausdrucks dennoch voll einer ganz eigenen Anmuth. Das *Festlied* aber ist bey fast biblischer Sprache eigentlich pindarisch zu nennen, und hat in der modernen Poesie nichts was ihm gleich gestellt werden könnte. Von seinem Beginne, wo die Bundesgenossen aufgezählt werden, deren erster der Herr mit dem himmlischen Heere ist, bis zum Gemälde der Wiederherstellung Europa's aus dem durch Frankreich allgemein verhängten Ruin, ist dieses Gedicht durchgehends Gluth, Kühnheit, und biethet bey liebender Anerkennung der mächtig waltenden Hand der Gottheit, zugleich ein Gemälde des selbstständigsten Vertrauens auf die eigene Kraft dar. Der Nordlands Riese mit starren Sennen, aus Eis gegossen, die Jungfrau in Süden, welche die hesperischen Aepfel hütet, in Westen der Drache, der über die Freyheit der Welt hält Wache, von seiner ewigen See umflossen, endlich die Eintracht

Die da wieder
Deines Leibes zerfallene Glieder
O Deutschland hat zusammen geschlossen!

sind aufser dem Herrn der Herrscharen als Bundesgenossen der Deutschen aufgeführt. Ungemein schön ist die Darstellung des ehemahligen glücklichen Zustandes Europas, und dessen Auflösung durch die Ränke der Franzosen. Zu Ende den Sturz Frankreichs erwägend, schließt das Gedicht wohl auf die würdigste Weise mit nachstehenden Strophen:

Alle die Völker der Erde zusammen
Haben wacker gerungen;
Aber wer dich bezwungen,
Das sind Gottes geistige Flammen.

Und Gott der Herr sprach:
Dafs Friede dem Erdkreis werde,

Ihr Völker der Erde,
Hört, und thuet danach:

In ehrnes Band
Schlagt mir die Unruhfisterinn,
Dafs fürderhin
Sie heben nicht könne die frevelnde Hand.

Dann gehet heim, und jeder auf seinem
Sitze, wie es euch ist beschieden,
Sitzt im Frieden,
Und über euch will ich sitzen auf meinem.

Die geharnischten Sonette, deren der Verfasser vierunddreyßig in zwey Abtheilungen seinem Buche schenkte, gehören zu dem Kühnsten, was in deutscher Sprache jemahls gewagt worden. Es wurde schon anderswo mit Recht bemerkt, dafs sie durch die Wahl ganz ungewöhnlicher Reime an die Form der Dichtung *Dante's* erinnern, sie sind dieser Dichtung überhaupt in vielem verwandt, und nicht mit Unrecht eine Reise durch die Hölle zerrütteter Gefühle in das Paradies eines schönern Zustandes des Gemüths zu nennen. Das Emporringen eines heilig bewegten Gemüths aus der Tiefe der Erbärmlichkeit des Daseyns zur Herrlichkeit des Lebens und der Gefühle hat diese Sonette mit einer Macht der Sprache ausgestattet, welche erschüttert, hinreißt, und jeden Hörer bezwingt. Wir heben, um den Geist dieser Gedichte näher bezeichnen zu können, aus der ersten Abtheilung zwey derselben aus:

2.

O dafs ich stünd' auf einem hohen Thurme,
Weit sichtbar rings in allen deutschen Reichen,
Mit einer Stimme, Donnern zu vergleichen,
Zu rufen in den Sturm mit mehr als Sturme:
Wie lang willst du dich winden gleich dem Wurme,
Krumm unter deines Feinds Triumphrads Speichen?
Hat er die harte Haut noch nicht mit Streichen
Dir gnug gerieben, dafs dich's endlich wurme?
Die Berge, wenn sie könnten, würden rufen:
Wir selber fühlten mit fühllosem Rücken
Lang gnug den Druck von eures Feindes Hufen.
Des Steins Geduld bricht endlich auch in Stücken,
Den Götter zum Getretenseyn doch schufen —
Volk mehr als Stein, wie lang darf man dich drücken?

8.

Sprengt eure Pforten auf ihr Kaukasusse,
Und speyet Waffen! brecht durch eure Dämme,
Ihr Wolgaströme, macht aus Felsen Schwämme,
Braust über Deutschland hin im Siegesgusse!
Was will auf deinen Feldern denn der Russe,
Deutschland? dir beystehn! Hast du keine Stämme

Im eignen Wald mehr, dich zu stützen? Memme,
 Dafs du nicht stehn kannst, als auf fremden Fusse.
 Du, die du liegst am Boden ausgestreckt,
 Du stehst nicht auf in kräftiger Selbstauffung,
 Ein fremder Retter hat dich aufgeschreckt.
 Wird er durch seines nord'schen Armes Straffung
 Dein Sichthum kräft'gen, oder angestecket
 Auch selbst von dir heimtragen die Erschlaffung?

Wer sieht hier nicht das bang aus der Tiefe des Jammers strebende Gemüth, die im wilden Getümmel der Zeit aufgeregte Kraft eines edlen Geistes, jene Gährung unter sich in Zwist gerathner Elemente des Daseyns, welche, wie im Reiche der leblosen Natur, so auch im geistigen Leben weltändernden Umwandlungen immer vorausgeht? sie ist der Gesammtheit des deutschen Volkes wie diesem Dichter, der ihre Gesinnung ausspricht, eigen gewesen. Wo aber solche Gährung eine heiter herrliche Zukunft vorbereitet, ist diese noch nicht selbst vorhanden. Nicht geläuterte Klarheit sondern Gedräng übermächtig in einander streitender Empfindungen sind diesem Zustande, dem Bürgen des noch in voller Kraft wirkenden Lebens, wesentlich, so auch der Dichtung, die aus solcherley Begeisterung emporquoll. Und wie der Mensch in Zeit überraschender Gefahren nach dem Aeußersten greift, so hier der Dichter nach dem Höchsten und Ungewöhnlichsten des Ausdrucks, nach gewagter Wortstellung, oft vermessenem Reim, um die Explosionen eines im gewaltigsten Aufruhr befindlichen Gefühls frey herauf tönen zu lassen. Wenn diesen geharnischten Sonetten der Haß gegen die Unterdrückung wesentliches Element ist, so ist ihnen treue Liebe zu dem unterdrückten Vaterlande nicht weniger wesentlich. Schmerz um verlorne Mitbrüder mengt sich mit edlem Zorne über ihre Verblendung in schöner Einheit des Gefühls zur liebevollsten Ermahnung:

Bey Gott! Wenn euch nicht ganz die Sinne blenden,
 Nicht Mord und Zier das Aug' euch ganz umfloren;
 So thut es auf, seht, wo ihr steht, ihr Thoren,
 Und wendet euch, weil's noch ist Zeit zu wenden.
 Nach wem wollt ihr die gift'gen Pfeile senden?
 Wen wollt ihr mit dem blat'gen Schwert durchbohren?
 Uns! Welche Mutter hat den Uns geboren,
 Und welche trug denn euch in ihren Lenden?
 Nicht Eine? Wollt ihr Bruderblut verspritzen?
 O haltet ein! seht unsre Arme offen,
 Seht euch sich senken unsrer Schwerter Spitzen.
 Trefft nicht, wo's euch muß reun, wenn ihr getroffen.
 O wollt ihr treffen, trefft mit uns gleich Blitzen
 Dort die, von deren Fall ihr Ruhm könnt hoffen.

Dieses, das sechzehnte Sonett der ersten Abthei-

lung hat viele ihm im Wesentlichen der Gesinnung ähnliche oft mit der höchsten Gewalt der Leidenschaft losstürmende Gefährten. In der zweyten Abtheilung wechseln diese mit strafenden Rück-erinnerungen an das durch den russischen Feldzug über Frankreich und den allgemeinen Unterdrücker der Menschheit gekommene Unheil. An sein nächstes Vaterland, Preussen, sich wendend, ruft zuletzt der Dichter den Schatten des alten Fritz herauf, der sein Schwert von den Invaliden zu Paris zurück verlangt. Wie er in der ersten Abtheilung den Vater Rhein als eine überirdische Erscheinung voll milden Glanzes einführt, so hier den Geist des ergrauten Königs, dem nach dem gewohnten Ruhme seines Landes verlangt. Ueberall und in allem herrscht grofsartige Begeisterung; von allem willkührlichen Machwerke fern, erheben sich diese Gesänge freyen Flugs auf eigenthümlichen Schwingen. Dafs deutscher Gesang, wie er zu Zeiten das Maafs der Griechen sich angeeignet, auch sich in den Weisen des heutigen südlichen Europa frey bewegen könne, ohne Aufopferung irgend einer ihm theuern Eigenheit, müßten diese Sonette beweisen, wenn auch noch keine andere vollgütige Gewährleistung hierüber unter uns vorhanden wäre. Wir haben auch aus diesem Grunde dem Urtheile über gegenwärtige Gedichte einige derselben beygefügt, weil es uns angemessener schien, dasjenige, worauf sich bezogen wird, wenigstens in leichten Beweisen dem Auge hinzustellen, als nur allein die Erinnerung aufzurufen. Dafs deutscher Gesang, woran in diesen Blättern öfter erinnert wurde, nur wenn er ganz auf das nationale Leben sich stützt, die Höhe ihm bestimmter Vollendung erreichen könne, erhellt aus den Gedichten *Freimund Raimar's*, so wie aus den Gedichten *Schenkendorfs* deren Anzeige der gegenwärtigen folgt, mehr als zur Genüge. Nur wer sich selbst getreu ist, leistet das Beste seines Wesens, so auch deutscher Gesang, wenn er sich nicht scheut, ganz deutsch seyn zu wollen. Dafs hiezu vorerst eine neue Begründung des vaterländischen Lebens nothwendig ist, ist eben so klar: der Beginn dieser neuen Begründung hätte nicht edler, würdiger und schöner gefeyert werden können, als durch die Werke dieser beyden von gleicher Gesinnung beseelten, nach der Anlage und Richtung ihres Geistes unter sich so sehr verschiedenen Dichter. Möge *Freimund Raimar* seine Kraft bald an neuem Stoffe, einer so edlen Begeisterung werth, versuchen, und den Dank, den ihm das Vaterland bereits zollt, noch reichhaltiger einärndten.

II. Die Gedichte *Max von Schenkendorfs* zeigen, bey gleichem Streben wie jene *Freimund Raimar's*, von einem durch die Verhältnisse der

Zeit wohl zu hoher Kraftanstrengung aufgeregten, in sich aber nicht getrüben Geiste. Sie gehen nicht aus von dem Elende und der Noth der Gegenwart, in der sie entstanden, sondern von der bereits mächtig waltenden Gegenwirkung, die dieses Elend und diese Noth aufhebt und vernichtet. Nicht Mißmuth über gekränkte Würde des Lebens, sondern helle Freude über dessen Wiederveredlung ist ihre vorzügliche Quelle. Sie ruhen, obgleich immer auf die Gegenwart sich beziehend, und kräftig auf dieselbe einwirkend, dennoch mit ihrem geheimsten Leben auf der bereits gehneten Zukunft, einer Zukunft nach jener glorwürdigen Herrlichkeit gebildet, welche deutscher Vorzeit eigen war. Diese Vergangenheit, in welcher das, was dem Vaterlande wesentlich eigenthümlich genannt werden muß, bereits zur Vollendung reichhaltig ausgebildet erscheint, hat das Gemüth des Dichters mit heitern Strahlen der Schönheit durchdrungen, und sich ihn ganz angeeignet. So heißt es S. 101.

Und wie die Epheuranke
Den Felsenbau umzieht,
Ist's auch nur ein Gedanke,
Der unser Herz durchglüht:
Die Lust an den Geschichten
Von alter Kraft und Treu,
Der Glaube, daß wir neu
Der Väter Haus errichten.

Die Form altdutschen Volksgesangs ist daher auch die, welche der Dichter ausschließend wählt, um zu einem Volke zu reden, welches die Herrlichkeit vergangener Jahrhunderte wieder neu in sich erzeugen soll. Einfach, wie seine Weisen, sind daher auch die Empfindungen des Dichters, und selbst die Ausbrüche seines Zorns, auf so edler Grundlage ruhend, tragen, fern vom Gefühle einer ungewissen Beängstigung, bey voller Kraft der Rede doch einen gewissen Charakter der Milde, welchen Sicherheit des Seyns und seiner Verhältnisse edlen Geistern zu gewähren pflegt. Hohe Begeisterung weht über diesen Dichtungen in gleich bleibender Wärme hin, nicht vertilgende Wuth athmend, wohl aber kräftigen Entschlusses voll, und allen Reichthum männlicher Schöne dem froh überraschten Blicke in immer neuer Entfaltung darbiethend. Fern aus dem Hintergrund ragt über das Ganze des Werkes diese Herrlichkeit deutscher Vorzeit in erhebender Rück Erinnerung hervor, und weiht die Gegenwart zu der mühevollen Arbeit ihrer Wiedergeburt und neuen Veredlung. Lyrisch im edelsten Sinne des Worts tragen diese Dichtungen unverkennbar das Gepräge epischen Ebenmaßes, und sind eigentlich

nichts anderes als ein großer, die Begebenheiten der letzten Jahre feyernder Heldengesang.

Den Geist dieser Sammlung herrlicher Gedichte glauben wir durch die hier gegebene kurze Darstellung nicht unrichtig bezeichnet zu haben; schwerer dürfte es seyn, aus einundsiebzig Liedern, denn so viel empfangen wir von dem reichen Sänger, das Vorzüglichste herauszuheben, und zu beleuchten. Wir enthalten uns um so mehr eines so gewagten Unternehmens, die Sammlung nicht nach einzelnen Theilen, sondern nach dem Eindruck des Ganzen gewürdigt seyn will; da sie so sehr ein in sich zusammenstimmendes Ganzes bildet, als nur immer ein Gedicht größeren Umfangs. Nur auf Weniges wollen wir im Einzelnen hindeuten, was uns den Geist des Werks am klarsten und unzweydeutigsten zu verkünden scheint. Der frische lebendige Muth, die Seele des Ganzen, jenes sichere Weiterschreiten zu einer beglückteren Zukunft, ist wohl jedem Liede der Sammlung eigen; er verläugnet sich aber auch selbst dann nicht, wenn die Hoffnungen gescheitert scheinen. So S. 165 in dem Liede *Antwort*, da des Dichters Erwartung der Wahl eines deutschen Kaisers nicht in Erfüllung geht, beruft er sich auf die Natur deutschen Daseyns, welches sich nur auf diese Weise vollenden werde, und schließt mit den schönen und denkwürdigen Strophen:

Es kann das Herz nur eines
Ein Einziges nur seyn,
Drum soll sich des Vereines
Auch jeder Deutsche freun:
Wenn wieder sich gestalten
Das alte Deutschland soll,
So sey es nicht zerspalten,
Nicht Schmach- und Wundenvoll.

Ich weiß, an wen ich glaube,
Ich kenn' ein holdes Bild;
Dem Teufel nicht zum Raube
Wird, was mein Herz erfüllt.
Von einem deutschen Throne,
Von einem Eichenbaum
Der schirmend slicht die Krone —
Das ist kein Dichtertraum.

In der *Beichte* S. 59. einem Gedichte voll so großer Wahrheit, verweilt er wohl bey den Gebrechen der nächsten Vergangenheit, nicht aber um in heiligen Zorn darüber aufzuwallen, sondern um sich an dem erhebenden Gedanken, daß Gott diese Schuld, um die er Deutschland in Schmach gestürzt, vergeben habe, wieder empor zu richten:

Du hast uns Herr der Schuld entladen,
Der Schmach entlad' uns unser Schwert;
O fließ' uns ferner, Quell der Gnaden,
Wir sammeln uns um freyen Herd etc.

und eine Strophe früher:

Du ziehst o Herr im Siegesfluge
Vor deinen treuen Schaaren her;
Man glaubt nicht mehr dem fremden Truge,
Man glaubt der guten alten Mähr:
Die Donau braust's auf ihrem Zuge
Von Schwaben bis in's schwarze Meer,
Dafs Deutsche nun für Deutsche fechten,
Nach alter Sitte, alten Rechten.

Das Lied: *die Preußen an der kaiserlichen Grenze* (August 1813) ist lange bevor diese Sammlung erschien, als fliegendes Blatt in die entferntesten Winkel Deutschlands gedrungen; lebensmuthig, froher Hoffnungen voll, und den neu geschlossenen Verein deutscher Völker mit jubelvoller Stimme verkündend, hat es alle Gemüther der Erwartung einer schönen Zukunft zutrauend geöffnet. Alle Kriegsgesänge des Dichters sind ähnlicher Art, obwohl durch den Eindruck der besonderen Lage, in der sie gedichtet wurden, hinlänglich unter sich verschieden. Nicht nur Krieg und Gefahr aber preiset der Siegestrunke Sänger, die Geister hingeschiedner Lieben grüßt er oft und feyerlich mit frommem Grusse; er wendet sich an seine Hausfrau, an geehrte Freunde, und verflucht in seine Gesänge den Zuruf sorgenvoller Aeltern an ihre nach Paris gezognen Söhne. Seine Liebe für das Vaterland bewährt sich durch die Begeisterung, welche dessen heiliger Boden ihm einflößt, auf eine zum Herzen liebevoll sprechende Weise. Wald und Flur, und Gebirg, und die reichen Flüsse der vaterländischen Erde preist er mit hin sich gebender Entzückung; all die ruhm- erfüllten Städte Deutschlands läßt er in einem eignen Gesänge im langen Zuge vorüberwallen, jede ansprechend, und ihr eigenstems Lob verkündigend. Besonders schön, und mit wohlthuender Wehmuth die Brust erfüllend, sind seine Betrachtungen über Ruinen der Vorzeit und jene mächtigen Bauwerke, die sich bis zu uns herüber gerettet. Er kettet an sie die Geschichte der Vorzeit selbst. Das Gedicht, *der Dom zu Speier*, das letzte der Sammlung, entläßt zwar den Leser im heiligen Zorn über die entweihete Stätte seiner Kaiser, und rechtfertigt alles in früheren Gedichten geäußerte Streben gleichsam durch diesen Rückblick auf die schmachvolle Entwürdigung des Ehrwürdigsten und Heiligsten; die frühern um die Ruinen des Vaterlands schwebenden Lieder sind aber

einer viel sanftern Art, und, wie gesagt, mehr da, um diese neue Zeit der alten, die uns aus jenen Ruinen anspricht, wieder gleich bilden zu helfen, als den Unmuth über verlorne Größe in den Gemüthern fest zu halten. So reiches Leben, als uns aus diesen Liedern anspricht, so heiteren Sinn in Gefahr umzogener Zeit mag freylich nur der seinen Liedern einzuhauchen gewußt haben, der diese Gefahren selbst männlich bestand, und mit den Heldensöhnen des Vaterlands sein Leben für die gute Sache freudig einsetzte.

III. *Epimenides Erwachen*, ein Festspiel von Göthe, wurde mit Musik des Hrn. Kapellmeisters Weber im Berliner Opernhause zur Feyer des 30. und 31. März dieses Jahrs gegeben. Dieses dramatische Gedicht hat die Bestimmung bey schicklicher Gelegenheit die freudige Umwandlung Deutschlands (oder vielmehr Preußens) auf eine beziehungsreiche Weise durch allegorische Spiele in den Gemüthern wieder hervorzurufen. Der Dichter, wenn es ihm nur um den bekannten langen Schlaf des *Epimenides* und um dessen Verwunderung beym Wiedererwachen zu thun gewesen wäre, hätte eben so leicht die Fabel des Stücks auf vaterländische Sage gründen können, da der deutschen Volkssage derley lang Schlafende keineswegs fremd sind. Er wählte aber die griechische Sage, weil sie der allegorischen Richtung seines Gedichts, in dem die Anspielungen gleichsam nur leise auftreten, und wo dasjenige, was uns so machtvoll und wahrhaft körperlich nah war, wie Nebel und Schattengestalt in ungewisser Entfernung vorüber geführt wird, angemessener scheinen mußte. Nachstehender Prolog der Muse, welche mit zwey Genien, deren einer an einem Thyrsus Leyer, Masken, geschriebene Rollen trophäenartig trägt, derzweyte in einem Strahlenkreise sich befindet, in dem prächtigen Säulenhofe sich zeigt, eröffnet das Schauspiel:

Die Muse.

In tiefe Sklaverey lag ich gebunden,
Und mir gefiel der Starrheit Eigensinn;
Ein jedes Licht der Freyheit war verschwunden,
Die Fesseln selbst, sie schienen mir Gewinn;
Da nahte sich in holden Frühlingstunden,
Ein Glanzbild; — Gleich entzückt — so wie ich bin —
Seh' ich es weit und breiter sich entfalten,
Und rings umher ist keine Spur des Alten.

Die Fesseln fallen ab von Händ' und Füßen
Wie Schuppen fällt's herab vom starren Blick,
Und eine Thräne von den liebesüßen,
Zum ersten Mahl sie kehrt ins Aug zurück;

Sie fließt — ihr nach die Götterschwester fließen,
Das Herz empfindet längst entwohntes Glück,
Und mir erscheint, was mich bisher gemieden,
Ganz ohne Kampf, der reine Seelenfrieden.

Und mir entgegnet, was mich sonst entzückte:
Der Leyer Klang, der Töne süßes Licht,
Und, was mich schnell der Wirklichkeit entrückte,
Bald ernst, bald frohgemuth, ein Kunstgesicht;
Und das den Pergamenten Aufgedrückte,
Ein unergründlich schweres Leichtgewicht;
Der Sterne Kreis erhebt den Blick nach oben
Und alle wollen nur das Eine loben.

Und Glück und Unglück tragen so sich besser,
Die eine Schale sinkt, die andre steigt,
Das Unglück mindert sich, das Glück wird größer,
So auf den Schultern trägt man beyde leicht!
Da leere das Geschick die beyden Fässer,
Der Seegen trifft, wenn Fluch uns nie erreicht,
Wir sind für stets dem guten Geist zu theile,
Der Böse selbst, er wirkt zu unserm Heile.

So ging es mir! mög' es Euch' so ergehen,
Dafs aller Haß sich Augenblicks entfernte,
Und wo wir noch ein dunkles Wölkchen sehen,
Sich alsobald der Himmel übersternte,
Es tausendfach erglänzte von den Höhen
Und alle Welt von uns die Eintracht lernte;
Und so genießt das höchste Glück hienieden,
Nach hartem äufserm Kampf, den innern Frieden.

(Die Muse bewegt sich als wenn sie abgehen wollte; die Kinder ziehen voran, und sind schon in der Coullisse, sie aber ist noch auf dem Theater, wenn Epimenides erscheint; dann spricht sie folgende Stanze, geht ab, und jener kommt die Stufen herunter.)

Und diesen laß' ich Euch an meiner Stelle,
Der früher schon, geheimnißvoll belehrt,
Als Mann, der Weisheit unversiegter Quelle
Und ihrem Schau'n sich treulich zugekehrt,
Nun freygesinnt, beynah zur Götterhelle,
Die wunderbarsten Bilder euch erklärt;
Doch laßt vorher die wildesten Gestalten
In eigensinniger Kraft zerstörend walten.

Epimenides erfreut sich des herrlichen Gebäudes,
wo alles sich so herrlich zum Ganzen fügt, hie-
bey an die Eintracht eines Volks mit dem Herr-
scher denkend, als die Genien ihm gebiethen,
den Schlaf seiner Jugend neuerdings zu wieder-
holen, und er sich dem Befehle fügt. Hierauf

kommt der Heerzug, im Costüm sämmtlicher Völ-
ker, die von den Römern bezwungen, und dann
als Bundesgenossen gegen die übrige Welt ge-
braucht wurden, mit nachstehendem Gesange auf
die Bühne:

Der Ruf des Herrn
Der Herrn ertönt;
Wir folgen gern
Wir sinds gewöhnt;
Geboren sind
Wir all zum Streit,
Wie Schall und Wind
Zum Weg bereit.

Wir ziehn, wir ziehn
Und sagen's nicht;
Wohin? wohin?
Wir fragen's nicht;
Und Schwert und Spiess
Wir tragen's fern,
Und jen's und dieß
Wir wagen's gern.

Der Dämon des Krieges erscheint, erfreut sich ih-
res Sinnes, enthüllt seine eigene Gemüthsart; es
verbreitet sich ein Brandschein über's Theater,
der Dämon fordert das Heer auf alles sich zu un-
terwerfen, welches mit einem andern Gesang,
in dem es seinen Uebermuth ausdrückt, sich ent-
fernt. Das Gefolge der List tritt nun von dersel-
ben Seite auf, von welcher das Kriegsheer abzieht,
und ist ins Costüm der Staatsmänner des 16ten
Jahrhunderts gekleidet. Es äussert die Meinung,
dafs ohne seine Beyhülfe eigentlich nichts ge-
lingen könne. Der Dämon des Krieges muß sich
dasselbe von dem Dämon der List selbst sagen
lassen, achtet aber darauf nicht, und geht ab,
indem er diesem vorstellt, dafs sie jeder auf ihre
eigene Weise Großes bewirkten. Der Dämon
der List sagt es hierauf seinem dienstbaren Ge-
folge noch einmahl, dafs alles Treiben des Kriegs-
gottes ohne ihn nichts bewirke, ärgert sich an
dem herrlichen Gebäude, welches die Dekora-
tion darstellt, und befiehlt dem Gefolge es leise
zu untergraben. Er lauscht darauf, als sich das
Gefolge entfernt, mit Vergnügen dem unterirdi-
schen Knistern und Krachen, bald zur einen bald
zur andern Seite des Gebäudes sich wendend, tritt
dann, argwöhnisch gegen beyde Seiten, in die
Mitte. Alles bricht zusammen, und er steht in
schweigender umsichtiger Betrachtung.

(Der Beschluß folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 101.

Dienstag den 19. December.

1815.

Schöne Wissenschaften.

- I. *Deutsche Gedichte von Freimund Raimar.* 1814. 8. S. 79.
- II. *Max von Schminkendorf Gedichte.* Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1815. 8. S. 189.
- III. *Des Epimenides Erwachen.* Ein Festspiel von Göthe. Berlin bey Dunker und Humblot, 8. S. 66. Vorr. XIV.
- IV. *Vaterländische Gedichte von Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stollberg.* Hamburg 1815. Bey Perthes und Besser. 8. S. 68.
- V. *Aus dem Kriegs- und Siegesjahre Achzehnhundertdreyzehn.* Vierzig Lieder, nebst Anhang. Von Dr. F. G. Weizel. Leipzig und Altenburg bey F. A. Brockhaus, 1815. 8. S. 124.

(Beschluss.)

Nun tritt der Dämon der Unterdrückung im Costüm eines orientalischen Despoten auf, der Dämon der List naht sich ihm schmeichelnd ehrerbietig, sagt dieß sey alles für ihn gescheh'n, welches dieser billigt, und, um die Ruinen zu beschauen, abgeht. Der Dämon der List aber nimmt sich vor, sowohl dem Dämon des Kriegs als jenen der Unterdrückung nächstens zu überlisten, und geht ab. Hierauf kommt der Dämon der Unterdrückung wieder hervor, dem die Ruinen noch zu frisch und neu aussehen, er läßt Gras und Bäume darüber wachsen, um durch das Alter der vollbrachten Zerstörung zu schrecken. Seine künftigen Absichten drückt er in folgenden Versen aus:

So sey die Welt denn einsam! aber mir,
Dem Herrscher, ziemt es nicht, daß er allein;
Mit Männern mag er nicht verkehren,
Eunuchen sollen Männern wehren,
Und halb umgeben wird er seyn;
Nun aber sollen schöne Frauen
Mit Taubenblick mir in die Augen schauen,
Mit Pfauenwedeln luftig wehn,

Zwölftes Heft.

Gemeßnen Schrittes mich umgehn,
Mich liebenswürdig all' umsehen,
Und ganze Schaaren mir allein.

Das Paradies, es tritt herein! —
Er ruht in Ueberflufs gebettet,
Und jene, die sich glücklich wähnen,
Sie sind bewacht, sie sind gekettet.

Der entfernte Gesang der Liebe ertönt, der Dämon erzürnt sich, daß noch eine Seele froh sey, er vernichte Zeit auf Zeiten, die doch immer dieselben blieben. Die Melodie des Gesangs der Liebe wiederholt sich mit blasenden Instrumenten, der Dämon zeigt indess Geberden der Ueberraschung und Rührung. Er ruft aus:

Doch dein Busen will entflammen,
Dich besänftigt dieser Schall?
Nimm, o nimm dich nur zusammen
Gegen diese Nachtigall.

Als die Liebe, ihren Gesang fortsetzend, auftritt, zieht sich der Dämon etwas zurück, tritt dann aber hervor, um sie zu fragen, wen sie suche, sie müsse ihn doch kennen? Sie erwiedert: Es sey so schön zu suchen, weiter wisse sie nichts zu nennen. Der Dämon fragt sie abermahl anständig zudringlich, gehalten und scherzhaft, wer dann der Liebe sey, dem man so entgegen eile? als sie aber erwiedert: Ja es ist, es ist das Lieben, das im Herzen still verweilt! so entfernt er sich.

Glaube in weiblicher Gestalt, die Schwester am Gesang erkennend, kommt eilig herbey, und wirft sich ihr an die Brust, die Liebe fährt aber in ihrem heitern Gesange noch eine Zeit lang fort, bis Glaube sich leidenschaftlich losreißt, und abwärts tritt, sich beklagt daß die Leiden ihres Herzens von der Schwester Liebe nicht geachtet würden; die Liebe aber sucht ihren heitern Sinn als eine Gabe von Oben in Schutz zu nehmen. Während ihres kleinen Zwistes tritt der Dämon der Unterdrückung auf, gewifs zu überwinden, weil sie, Schwestern, sich nicht verstehen. Er wendet sich voll scheinbarer Theilnahme an Glauben,

welche ihm ihr Leid klagt, daß die Liebe ihrem gerechten Verlangen sie zu umfassen kein Gehör gebe, er bezeigt seine Verwunderung der Liebe, welche sich aber erklärt, ein ewiges Verlangen die Schwester zu umfassen zu fühlen. Glaube bittet hierauf um Vergebung, und beyde Schwestern umarmen sich. Der Dämon zeigt nun verstellte Entzückung darüber, daß er sie getroffen. Er läßt kleine Dämonen mit Juwelen kommen, und bittet die Schwestern, seine Geschenke anzunehmen. Zuerst liebkost er Liebe, und legt ihr Armبänder an, dann liebkost er Glaube, ihr einen köstlichen Gürtel, oder vielmehr Brustschmuck anlegend. Die kleinen Dämonen bringen heimlich schwere Ketten hervor. Während nun Glaube sich mit der geschmückten Brust brüstet, und Liebe sich in ihre Hand verliebt, die Arme ausstreckt, und die Armبänder von Oben besieht, hängt der eine Dämon Jener die Kette hinten in den Gürtel, in dem Augenblick fühlt sie Schmerzen, sie ruft, indem sie auf die Brust sieht:

Doch wie ist mir, von Medusen

Werd' ich gräulich angeblickt!

Der andern hängt aber das Dämonchen während des Aufhebens der Arme von Unten eine Doppelkette ein. Sie ruft:

Was ist das? wie sticht's und schneidet

Und unendlich foltert's mich.

Der Dämon der Unterdrückung spottet anfangs mässig der Liebe, spricht zu Glaube mit geheuchelter Theilnahme, plötzlich aber sagt er zu beyden gewaltsam:

Verzichtet aber auf Glück und Lust,

Das Bessere wird euch nie erscheinen!

Beide fahren nun von ihm weg, werfen sich an den Seiten nieder: Liebe liegt ringend, Glaube still, der Dämon windet durch seinen Zauber die Hoffnung herbey, um auch sie zu fesseln, weil, ohne sie betrogen zu haben, ihm alles andere nichts helfe. Sie erscheint auf der Ruine linker Hand des Zuschauers, bewaffnet mit Helm und Speer. Der Dämon naht sich ihr mit heuchlerischen Worten. Sie hebt den Speer gegen ihn auf, und steht in drohender Geberde unbeweglich. Der Dämon gibt nun nachfolgenden Seelenzustand kund:

Doch welch ein Nebel, welche Dünste

Verbergen plötzlich die Gestalt!

Wo find' ich sie? ich weiß nicht wo sie walt,

An ihr verschwend' ich meine Künste.

Verdichtet schwankt der Nebelrauch, und wächst,

Und webt, er webt undeutliche Gestalten,

Die deutlich, doch undeutlich, immerfort

Das Ungeheure mir entfalten.

Gespenster sind's, nicht Wolken, nicht Gespenster,
Die Wirklichen, sie dringen auf mich ein.

Wie kann das aber wirklich seyn,

Das Webende, das immer sich entschleyert?

Verschleyerte Gestalten, Ungestalten,

In ewigem Wechseltrug erneuert!

Wo bin ich? Bin ich mir bewußt? —

Sie sind's! sie sind auch nicht, und aus dem Grauen

Muß ich voran lebendig Kräftige schauen;

Fürwahr es drängt sich Brust an Brust

Voll Lebensmacht und Kampfeslust;

Die Häupter in den Wolken sind gekrönt,

Die Füße schlangenartig ausgedehnt,

Verschlungen schlingend

Mit sich selber ringend,

Doch alle klappernd nur auf mich gespitzt.

Die breite Wolke senkt sich, eine Wolke

Lebendig tausendfach, vom ganzen Volke

Von allen Edlen schwer; sie sinkt, sie drückt

Sie beugt mich nieder, sie erstickt!

(Er wehrt sich gegen die von der Einbildungskraft ihm vorgespiegelte Vision, weicht ihr aus, wähnt in die Enge getrieben zu seyn, ist ganz nahe zu knien. Die Hoffnung nimmt ihre ruhige Stellung wieder an. Er ermannt sich.)

Du biegest das Knie vor dem sich tausend brachen;

Der All-Beherrscher sey ein Mann!

Denn wer den Haß der Welt nicht tragen kann,

Der muß sie nicht in Fesseln schlagen.

Er entflieht nach einem Ausbruch der Verzweiflung in einer Arie, mit Grauen; Hoffnung ist nicht mehr zu sehen. Liebe erhebt sich nun nach einiger Zeit, wie abwesend, wo nicht wahnsinnig, und fängt an, an ihrer eignen Existenz zu zweifeln; Glaube, die indessen aufgestanden, aber nicht sicher auf ihren Füßen steht, beklagt sich über ihren Zustand. Beyde wollen sich einander nähern, aber vermögen es nicht. Nach vergebenen Versuchen werfen sich beyde an ihren Stellen nieder. Die Hoffnung erscheint wieder, und redet ihnen zu, sich zu erheben. Die Genien erscheinen, nehmen ihnen Schmuck und Ketten ab, und ermahnen abgehend die Hoffnung, sie aufzurichten, welches diese auch bewerkstelligt, indem sie den Glauben zuerst aufhebt, und ihn in die Mitte bringt. Die Hoffnung sagt nun, nachdem sie vorher ihre eigne Natur den Schwestern erklärte, nachstehende merkwürdige Stenzen:

Und nun vernehmt! — Wie einst in Grabeshöhlen

Ein frommes Volk geheim sich flüchtete,

Und allen Drang der himmlisch reinen Seelen

Nach oben voll Vertrauen richtete,

Nicht unterliefs auf höchsten Schutz zu zählen

Und auszudauern sich verpflichtete:

So hat die Tugend still ein Reich gegründet
Und sich zu Schutz und Trutz geheim verbündet.

Im tiefsten, hohl, das Erdreich untergraben,
Auf welchem jene schrecklichen Gewalten
Nun offenbar ihr wildes Wesen haben,
In majestätisch häßlichen Gestalten,
Und mit den holden überreifen Gaben
Der Oberfläche nach Belieben schalten;
Doch wird der Boden gleich zusammenstürzen,
Und jenes Reich des Uebermuths verkürzen.

Von Osten rollt, Lauinen gleich, herüber
Der Schnee- und Eisball, wälzt sich groß und größer,
Er schmilzt, und nah und näher stürzt vorüber
Das alles überschwemmende Gewässer:
So stömt's nach Westen, dann zum Süd hinüber,
Die Welt sieht sich zerstört und fühlt sich besser:
Vom Ocean, vom Belt her, kommt uns Rettung,
So wirkt das All in glücklicher Verkettung.

Glaube Liebe und Hoffnung, welchen die Genien
Kronen darreichen, und ihnen Trost verkünden,
wenden sich, in freudiger Erwartung das nun
Kommende zu sehen, mit ihnen unter musikali-
scher Begleitung in den Hintergrund. Die Hoff-
nung besteigt die Ruinen links des Zuschauers,
Glaube und Liebe die Ruinen rechts; die Knaben
besteigen die Stufen, und stellen sich an die Pfor-
ten. Sie begrüßen sich alle unter einander noch-
mahls zum Abschied. Es wird Nacht. Während
eines unsichtbaren Chors der die Heraufkunft ei-
ner freudigern Sonne verkündet, öffnen die Ge-
nien die Pforten des tempelartigen Gebäudes, in
welchem Epimenides schläft, indem sie sich da-
hinten verstecken, und lauschen. Epimenides
erwacht, regt sich, steht auf, tritt unter die Thü-
re gibt seine Verwunderung zu erkennen, tritt
wankend die Stufen herunter, ungewifs, wo er
sich befinde. Es erscheint ein Comet, ungeheuer,
an Gestalt dem letzten ähnlich, der ihn noch mehr
mit Schrecken erfüllt; da ihn sodann die Genien
in den Ruinen, ohne ihm etwas zu sagen hin
und wieder führen, und er diese als die Reste
des ehemals herrlichen Gebäudes erkennt, ist er
der Verzweiflung nahe; die Genien aber winken
sich unter einander zu, sie sprechen ihm endlich
Trost ein, und als er wehmüthig zweifelt, sa-
gen sie:

Komm mit! den Ohren ist's ein Traum;
Den Augen selbst wirst du nicht glauben.

Es wird auf einmahl Tag. Von ferne kriegeri-
sche Musik. Epimenides und die Knaben stehen
vor der Pforte. Die kriegerische Musik kommt
näher. Die Hoffnung, welche abgegangen war,
führt den Jugendfürsten über die Ruinen, mit ihm

ein Heer, welches die verschiednen neuern zu
diesem Kriege verbündeten Völker bezeichnet.
Der Chor beginnt mit folgender Strophe:

Brüder, auf! die Welt zu befreyn.
Cometen winken, die Stund' ist groß.
Alle Gewebe der Tiranneyen
Haut entzwey, und reißt euch los!
Hinar! — Vorwärts — hinan!
Und das Werk es werde gethan!

Dies auch im Gedicht durchschossen und mit gro-
ßem Anfangsbuchstaben gedruckte *Vorwärts* wird
in dem Wechselgesange der Krieger und des Ju-
gendfürsten achtmahl wiederholt, und scheint an
Marschall Vorwärts erinnern zu sollen. Der gän-
ze Gesang, in welchen auch die Hoffnung auf-
munternd eintritt, entwickelt übrigens nur die
Grundidee der ersten Strophe. Glaube, Liebe
und Frauen und Landbewohner erscheinen an der
andern Seite, die Frauen voll Verlangen diese
Frommen und Braven mit Kränzen zu umschlingen,
und die Entschlafenen mit Hymnen zu umsingen;
die Landbewohner (aller *Arten und Stände*) er-
freuen sich indess Haus, Hof und Feld gebaut zu
haben; alle arbeiten die Ruinen wieder aufzurich-
ten. Ein Theil der Vegetation bleibt und ziert
als das Werk sich vollendet zeigt. Epimenides
kommt nun mit zwey Priestern, ist anfangs ver-
gnügt diese Gräuelzeit verschlafen zu haben, dann
reut es ihn wieder, weil jene, für den Schmerz,
den sie empfunden, auch größer als er selbst
seyen. Die Priester weisen ihn zurecht. Glaube
Liebe und Hoffnung ergießen sich nun in gerechte
Lobeserhebungen des Königs von Preussen, und in
fromme Wünsche für ihn. Die Beharrlichkeit
kommt nun wetteifernd, doch ohne Neid. Wohl-
bewufst, daß sie allen ihren Schwestern eigen
sey, kommt sie froh und frisch herein, sich als
Tugend den Tugenden zu zeigen. Sie fordert
auf Bestande, den der Wille rein erfafst, zu
beharren, und die Lehre der Vergangenheit nicht
zu vergessen. Indem nun der Jugendfürst be-
merkt, daß unter sternenreichen Höhen vor dem
Gott der Väter zu stehen auf einmahl das Herz
besänftige, nimmt Epimenides hievon die Veran-
lassung zu Aufforderung, daß die Versammelten
von den sternenreichen Höhen Glück für den Kö-
nig, und auch Jahre sonder Zahl seinen Folgern
allzumahl erflehen sollten, worin der Chor so-
gleich einstimmt. Epimenides, hierauf die Zu-
kunft durch die Gegenwart so vieler Tugenden
gesichert erklärend, führt noch die Einigkeit
hinzu, und schlägt ihr den Schleyer zurück. Die-
se ermahnt alle zu dem was sie ist, Epimenides
betheuert, daß das große Sehnen gestillt, und was
bey Friedrichs Asche geschworen wurde, erfüllt

sey. Krieger und Frauen sind voll Freude, die Einheimischen mengen sich unter sie, woraus der Uebergang zum Ballet entsteht, welches die Freude des Wiedersehens und Wiederfindens in mannigfaltigen Familien-Scenen ausdrückt. Zum Schluss eine große Gruppe und Chorgesang.

Die Vorrede eines mit K. L. unterfertigten unbekanntem Verfassers bemüht sich die Zuschauer dieses Festspiels auf den gehörigen Standpunkt der Beschauung zu stellen, bringt über Epimenides das zum Verständniß nöthige bey, und sucht die Masken oder Allegorien welche im Festspiele angewendet wurden, zu erklären und zu rechtfertigen. Nur durch die ideale Form einer lebendigen, in grossen Massen fortschreitenden Allegorie sey es möglich gewesen, eine so große Bilder- und Gedankenreihe, deren Enden in den Ausgang zweyer Jahrhunderte reichen, auf die Bühne zu bringen, und für Aug und Ohr zu verkörpern. Der Charakter der alles Maafs der Geschichte von Jahrhunderten her weit übersteigenden Begebenheiten, und einer Zeit,

„Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird.“

habe auch im Einzelnen nur allein durch die höhere Verknüpfung des Idealen mit einer fast zum Idealen in der Vorzeit und Gegenwart gewordenen Wirklichkeit ausgedrückt werden können. Es werde daher den Zuschauer nicht befremden, den Gestalten der Ideenwelt ähnliche Gestalten verschwistert zu sehen, die ihre Entstehung dem Boden der Geschichte verdanken, und sich in das historische Gewand eigenthümlich und bedeutsam füllen. Diefs sey eine Weise, durch den Brauch großer Meister in allen Künsten seit lange geheiligt, und durch Erfahrung vollkommen erprobt, und gerechtfertigt.

IV, Die Bemühungen der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg um die deutsche Literatur sind allerdings von größerer Bedeutung als sie einige Zeit hindurch betrachtet wurden; wie aber jedes Unrecht sich im Laufe der Jahre selbst vernichtet, so hat auch nun jener Uebermuth der Zeit, der nichts als sich selbst gelten lassen wollte, sein seliges Ende erreicht. Die Bestrebungen beyder Brüder fallen in jenen Kreis der folgenreichen lobenswerthen Versuche eines Bürger, Voss und Hölty, die deutsche lyrische Dichtkunst auf die alten Wege des Volkliedes zurückzuführen. Wie viel sie zugleich für metrische Poesie geleistet, wie glücklich sie das durch Klopstock Begonnene weiter fortbildeten, ist hinlänglich bekannt. Auf alle Fälle ward durch die Bemühungen dieser Gesellschaft eine gründlichere Verehrung für das klassische Alterthum, als bis dahin möglich war, verbreitet.

Keiner der hier genannten Dichter ist während des Zeitraums an poetischen Erscheinungen reicher Jahre, der seit ihrem ersten Auftreten vorüberging, und während seit der allgemeinen Anerkennung der Kunstansicht *Göthe's*, der Geist unsrer Poesie sich beynahe umzuwandeln schien, dem deutschen Vaterlande fremd geworden; *Voss* muß den würdigsten Bereicherern unsrer Sprache beygezählt werden, *Graf Friedrich Leopold* hat sich durch ein zwar über das Gebieth der Dichtkunst hinausragendes unsterbliches Werk Verdienste einer unter uns zu selten gewordenen Art um das Vaterland erworben. Wenn beyde Brüder nunmehr im Verein wie ehemahls vaterländische Worte zum Volke sprechen, wird diefs wohl von jedem mit der Achtung, welche anerkannter Würde gebührt, aufgenommen werden.

Uns ist diese aus zweyundzwanzig Gedichten bestehende Sammlung wie eine Erinnerung der Brüder an das Volk erschienen, daß ihnen deutsches Gefühl und dem gemäses Streben in keinem Zeitpunkte ihres Lebens fremd war, und daß sie daher vollgültiges Recht hätten, aus tiefster Brust in den Jubel der Zeitgenossen über die neu erkämpfte Würde des Vaterlandes einzustimmen. Diese Sammlung besteht nämlich nicht bloß aus neu für das Bedürfnis der Gegenwart geschaffenen Dichtungen, sondern aus einer Reihe poetischer Versuche, die zwar ihrer Geburtsstunde nach bis an das Ende des Jahrs 1814 herabsteigen, zugleich aber bis zu dem Jahre 1774 hinaufreichen; also einem Zeitraume von vollen vierzig Jahren ihre Entstehung danken. Zwischen erwähntem entfernten Jahre, aus welchem das bekannte schöne Lied eines schwäbischen Knaben: „Mein Arm wird stark und groß mein Muth“ hier erscheint, und dem auf dieses Lied folgenden Gedichte: *Die Westhunen*, das im J. 1793 gedichtet wurde, ist freylich ein Zeitraum von 19 Jahren in dieser Sammlung unausgefüllt gelassen. Wer aber an so manches schöne der aus tiefster deutscher Natur hervorgekommenen Gedichte beyder Brüder denkt, die in jenen Zeitraum fallen, und hier ihrer mehr epischen als lyrischen Art wegen nicht aufgenommen werden konnten, wird die auch während dieses Zeitraums sich gleich gebliebene Gesinnung der Brüder nicht bezweifeln wollen. Daß dieser Anblick der in so vielfältigem Wandel einer alles unwälzenden Zeit sich gleich gebliebenen Denkungsart ein sehr wohlthuender sey, ist um so gewisser, je näher sich vom Gegentheile Belege finden, und je geeigneter das trügerische Antlitz der Zeit war, auch den Edelsten in sich zu verwirren, und zu später bereuten Irrthümern hinüber zu ziehen.

Insbesondere biethen uns die Gedichte des

Herrn Grafen *Friedrich Leopold* in einer würdigen, nur hie und da etwas zu künstlich gestellten Sprache eine Folgersiße edler Aufmahnungen zu Erfüllung heiliger Pflichten, Erinnerungen an nur trügerisch verhüllte Gefahr, und kraftvoller Anfeinerungen des Muths dar, die sich in den letztern Gesängen in dankerfüllten Jubel zu Gott, und in Freudenhymnen über die wiedererrungne Freyheit unwandeln. So enthält das Gedicht *die Westhunen* die Ausbrüche des empörten Gemüths über die Hinrichtung Ludwig des XVI. Die herrliche Ode *Kassandra* mahnt gegen die verborgenen Schlingen geheim zum allgemeinen Ruin Verbündeter. Die Gedichte *Erwartung des Friedens*, dann *die Waltenden* erinnern, ersteres wie viel schöner rühmlicher Streit als entehrende Ruhe, das zweyte wie über allem Leben Gottes Macht, Weisheit und Liebe walte, dem wir vertrauen mögen. Die Gedichte *Napoleon*, *die Gränze*, *Blücher*, *das befreyte Deutschland*, sind voll jener ernsten Rüge, voll jenes Gefühls errungner Würde, welche dem siegenden Volke dem Besiegten gegenüber angemessen und schicklich ist. Insbesondere erfreuet das letzte, in Sprache und Wendung der Gedanken das einfachste der Sammlung. Es schließt nach der Erwägung, daß dasjenige, nach erneutem Kampf, im achtzehnten Mond vom Feinde verloren ward, was er in zwanzig Jahren errungen und erschlichen hatte, mit nachstehender Inhaltsreicher Betrachtung:

Was in zwanzig Sonnen errang und erschlich der Feind?
O nein! er beschlich uns vorlängst in der Sitten Gift.
In der gleisenden Sprache Schaum; in dem Tand
Der für Wesen ihm gilt, und auch uns so galt im schnödesten Wahn.

Wir verließen Gott, da verbarg Er sich uns; doch blieb
Sein Zeuge, das Leiden bey uns, und erweckte uns
Aus dem Schlafe der Schmach, aus dem Todesschlaf!
Und es kehrte zurück die verschämte Demuth, Glaube
mit ihr:

Und die holde Hoffnung, geführt an der Liebe Hand,
Und Muth, wie nur Gott ihn verleiht, durch Vertrau'n
in Ihn.

Da erhoben sich schnell so Fürsten als Volk
In der Stärke des Herrn, es ergriffen den Feind die Schrecken
des Herrn!

Du bist frey, o Land der bewährten und festen Treu!
Verdien es zu seyn, von Europa das Herz! Beharr'
In vereintem Gemüth zu hegen die Glut,
Die, an himmlischem Strahl sich entzündend, leuchtet,
wärmt und belebt.

Auch unter den Gedichten welche Graf Christian der Sammlung einverleibte, befinden sich viele von vorzüglichem Werthe, für welche ihm jeder Vaterlandsfreund danken wird, nur scheinen manche darunter befindliche die Aufnahme nicht verdient zu haben. So glauben wir wäre es ein wahrer Gewinn für die Sammlung gewesen, wenn die zwey Epigramme S. 9 und jenes S. 24 weggeblieben wären. Das Gedicht der *Wanderer* und die *Cyklopen* ist bey einer sehr glücklichen Anlage nicht poetisch vollendet und ausgeführt. Das Lied, die *geweihte Fahne*, die Ode *Leipzigs Schlacht*, dann jene: *An die deutsche Rathversammlung in Wien* aber werden die beabsichtigte Wirkung gewiß nicht verfehlen. Sehr ansprechend, einfach, und großer Empfindungen voll, ist der *Rundgesang zum Jahreswechsel von 1814 bis 1815*, der sich durch den letzten Vers als das Schwanenlied des Dichters verkündet. Gewiß, es hat noch kein letztes Lied eines Dichters einen größeren Gegenstand wie dieses gefeyert; denn die Ehre und Wohlfahrt des Vaterlands ist der theuerste und schönste Stoff des Gesangs.

Der Verleger kündigt auf dem letzten Blatte die bald zu hoffende Erscheinung der gesammelten Werke beyder Brüder an. Jeder Freund der vaterländischen Kunst wird derselben mit Verlangen entgegen sehen.

V. Auch gegenwärtige Liedersammlung gehört zu den Blütenkränzen deutscher Dichtkunst, deren in den letzten zwey Jahren so manche und so herrliche gewunden wurden. Sie zeichnet sich zwar nicht durch vorzüglich reiche Phantasie aus, desto mehr aber durch Stärke der Empfindung, männliche Kraft der Ideen, vor allen durch würdige Gesinnung; und es wird sie Niemand, ohne sich bey der Durchlesung in seinem Innern erwärmt und erhoben gefühlt zu haben, aus der Hand legen. Die Verhältnisse der Zeit treten aus diesen Liedern dem Leser mit jener Klarheit entgegen, welche nöthig ist, um sich in denselben nicht zu verirren, und deren lebhaft gefühlte Wahrheit allein deutsch gesinnte Männer zu ewig ruhmwürdigen Anstrengungen, welchen das Vaterland die Freyheit dankt, begeistern mochte. Daher sind diese Lieder zugleich der Ausdruck gleichmässig im Vaterlande verbreiteter Gesinnungen, der Widerschein germanischer Eigenthümlichkeit neuester Zeit, und deshalb auch für die künftigen Jahre höchst wünschenswerthe Documente zur Charakteristik unsrer Gegenwart. Der Dichter, welcher diese wohl größtentheils in der Zeit selbst, die sie in ihren Gefühlen darstellen, verfaßten Lieder auf dem Altar des Vaterlands legt, wünscht dadurch die edlen Gesinnungen,

welche die Zeitgenossen zu hohen Thaten begeisterten, auch jetzt stark zu erhalten, befürchtetes Zurücksinken in die vorige Schlaffheit fern zu halten, überall aber auf dasjenige, was in jeder Zeit noth thut, um vom Joch der Fremde frey zu bleiben hinzuweisen. Dieß verkündet uns *der Wächterruf*, der als Vorwort den Liedern vorausgeht, und dessen erste Zeilen wir hier beysetzen:

Es steht der Wächter auf dem Thurm,
Lärntrommel schweigt nunmehr, und Sturm,
Gottlob das Feuer ist gedämpft,
Der arge Feind in Staub gekämpft,
Und die gelöscht, sie gehn zur Ruh
Nun wieder ihren Hütten zu —
Es ist noch frühe an der Zeit,
Die Nacht noch tief, der Morgen weit —
Da zucket aus dem Schutt herfür
Die Lohe wieder dort und hier,
Und schweigt der Wächter auf dem Thurm,
Bis frisch ausbricht des Feuers Sturm,
Die Stadt an allen Ecken flammt?
Nein, rufen soll er, es ist sein Amt.

Dieser Wächterruf, im Sommer des Jahrs 1814 geschrieben, wird nach dem, was sich seitdem begab, niemanden leeres Geschrey bedünken; es hat sich aber auch bey neu herandrängender Gefahr dieselbe entschlossene Kraft unter uns wie früher geoffenbart, und das Vaterland sicher gestellt. Uebrigens ist strenge Wachsamkeit über sich und seine Gesinnung, Abwehrgung fremdartiger Einflüsse auf dieselben, kräftiges Streben gegen der Zeit gemeine Fehler und Verbrechen von jeher und in jedem Staate Pflicht jedes Staatsbürgers, und es kann keinen Grund geben, der einen ermächtigte, sich bequem hingehen zu lassen, als ob der ewige Friede Gottes über der Welt verbreitet ruhte.

Der Anhang zu den vierzig Liedern besteht aus einem Gedichte auf die Schlacht bey *Culm* und aus drey Liedern zum *achtzehnten October*, welchen ein reimloses Gedicht vorausgeht, das die Deutschen zur Einheit im festen Willen, das Vaterland für die Zukunft mächtig und stark zu begründen auffordert, sich an Fürsten und Volk wendet, aber mit Gott beginnt, ohne welchen alle Kraft eitel ist.

M. v. Collin.

Heilkunde.

Johann Valentin Edler v. Hildenbrand, k. k. n.

öst. wirkl. Regierungsrath, Director des allgemeinen Krankenhauses, des Findelhauses und der Bezirks-Krankenanstalten, dann der practischen Heilkunde ordentl. öffentl. Professor an der Universität zu Wien, *über den ansteckenden Typhus*. Nebst einigen Winken zur Beschränkung oder gänzlichen Tilgung der Kriegsppest und mehrerer anderer Menschenseuchen. *Zweyte* vom Verfasser selbst verbesserte und vermehrte *ächte Auflage*. Wien im Verlage der Camesina'schen Buchhandlung 1815. XIV. u. 298 S. in 8.

Ueber den ausgezeichneten Werth der vorliegenden im Jahre 1810 erschienenen Monographie war unter den gelehrten und erfahrenen Aerzten nur eine Stimme. Der Tadel, welcher etwa hie und da in das allgemeine Lob eingestreut wurde, betraf keinen wesentlichen Punkt des Meisterwerkes. Allgemein ward dem Hrn. Verf. das Verdienst zuerkannt, den ansteckenden Typhus (wenigstens überzeugend) *zuerst* als eine eigene, sowohl von dem Nerven- als dem Faulfieber verschiedene, selbstständige, zu den exanthematischen gehörige Krankheitsart aufgestellt, über seine Entstehungsart und Ursachen Licht verbreitet, ein aus der Natur getreu abgezogenes, darum für alle Zeiten unverlöschbares Gemälde des reinen durch Ansteckung erzeugten Typhus im ordentlichen und im anomalen Verlaufe geliefert, eine einfache und zweckmässige Heilart desselben gelehrt, und wichtige Vorschläge zur Verhütung seiner Entstehung und Verbreitung vorgelegt zu haben. Die Wichtigkeit des Gegenstandes für das Menschenwohl, und die Gründlichkeit der Darstellung des Hrn. Verf. haben seitdem nicht nur Hunderte von Aerzten vermocht, durch eigene Beobachtungen, zu denen uns die letzten Kriege leider! Stoff genug lieferten, sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen, und die von dem Hrn. Verf. in unzähligen Fällen nützlich befundene Heilart zum Wohle ihrer Typhuskranken nachzuahmen, sondern sie haben auch viele Schriften über den nähmlichen Gegenstand veranlaßt, von denen zwar mehrere ziemlich leichten Gehaltes sind, andere jedoch von einem lobenswerthen Streben nach allseitiger Beleuchtung der Krankheit in ihren theils durch die Individualität der Kranken, theils durch äussere Umstände bestimmten, mannigfachen Modifikationen, und nach Vervollkommnung der Therapie zeigen. Der Hr. Verfasser hat durch Benützung sowohl der Winke der Kunstrichter, als auch seiner seit der ersten Ausgabe, besonders in den Jahren 1813 und 1814 gesammelten neuen Erfahrungen sein

Werk in der vorliegenden zweyten Auflage noch mehr zu vervollständigen gesucht.

Wir können es uns nicht versagen, da das Werk vor dem Beginnen der W. allg. Literaturzeitung erschienen ist, bey dieser zweyten Auflage Anlaß zu nehmen, den Inhalt desselben unsern Blättern einzuverleiben, und somit zur verdienten Verbreitung einer genauen Erkennung und gehörigen Behandlung des ansteckenden Typhus das Unrige beyzutragen.

Das Werk hat folgende 13 Abschnitte:

Erster Abschnitt. Bestimmung des ansteckenden Typhus S. 1—19. Der ansteckende Typhus ist nach unserem Hrn. Verfasser eine selbstständige Fieberkrankheit, in deren wesentlichen Grundzügen eine beständige Gleichförmigkeit herrscht, eine Fieberkrankheit *eigener Art*, so wie z. B. die Pockenkrankheit; er ist eine Fieberkrankheit, die gerade, weil sie ansteckend ist, mittelst eines eigenen während derselben entwickelten Stoffes in gesunden und dazu geeigneten Menschen ihres gleichen wieder hervorbringt; die wegen eines bestimmten Hautausschlages zu der Familie der exanthematischen Fieber gehört, wo die ansteckenden Fieber überhaupt ihren Platz haben; die ihren eigenen bestimmten Verlauf in ihren ausgemessenen Stadien, wohl aber in diesen verschiedenen Stadien einen bestimmt wandelbaren Charakter hat, deren einzig beständiges Symptom aber in allen Zeiträumen *Betäubung mit Delirium* oder Typhomanie, und ein mehr oder weniger bemerkbares Leiden der Leber ist; eine Fieberkrankheit, die in sich und eigentlich weder ein Entzündungs-, noch ein Nerven-, noch ein Faulfieber ist, und doch alle diese Charaktere manchemal annehmen kann. — Die Benennung *Typhus* ist für diese Krankheit die passendste und bestgewählte, denn sie ist die ursprüngliche Benennung (*τυφος*) der griechischen Aerzte, welche das beständigste Phänomen der Krankheit ausdrückt, sie reißt nicht, wie die Worte *febris putrida, nervosa etc.*, zu einer vorgefaßten Meinung und erzwungenen Theorie, nicht zu einer hypothetischen Behandlung hin, und schließt wenigstens keinen Zeitraum und keinen Charakter dieser Fieberkrankheit aus.

Zweyter Abschnitt S. 20 — 29. Alter und Geschichte dieser Krankheit. Nachtheil derselben auf das Menschengeschlecht. Die Krankheit, welche hier ansteckender Typhus genannt wird, war schon von den griechischen Urärzten gekannt, und hinsichtlich ihrer Selbstständigkeit einigermaßen gewürdigt, wie die ächten Schriften des Hippocrates zeigen; und berücksichtigt man die Ursachen derselben, die in alten Zeiten die nähmli-

chen seyn konnten und seyn mußten, wie heut zu Tage: so ist auch kein Grund zu zweifeln, daß selbe so alt als die gesellschaftliche Lebensart der Menschen sey. Viele Menschen verheerende Seuchen, die unter dem Nahmen *Pest* in der Geschichte vorkommen, äusserten weder die Eigenthümlichkeit des orientalischen Pestfiebers, noch auch jene einer epidemischen Krankheit, und waren nichts anders als ein verbreiteter gemeiner ansteckender Typhus. Derley Seuchen kleben beynahe unausbleiblich, wie die neueste Geschichte lehrt, den Kriegen an, werden daher von Einigen *Kriegspest* genannt, welche Benennung jedoch nach des Rec. Dafürhalten nicht unbedingt zu gebrauchen ist, wenn wir anders das Wort *Pest*, wir wir sollten, für die bekannte eigene Modification des ansteckenden Typhus ausschliesslich beybehalten wollen. Getreue Beschreibungen des Feldlager- oder Kriegs-Typhus haben schon *Diodorus, Löw, Glaser*, und *J. G. Hasenöhrl* geliefert. Die durch diesen Typhus entstehende Menschenverheerung ist oft weit bedeutender und grausamer, als jene durch Eisen und Bley in den wüthendsten Schlachten. Doch auch aufser dem Kriege und ohne allen Einfluß desselben verursacht der Typhus oft eine beträchtliche Sterblichkeit, wie der oft weit um sich greifende Spital-Typhus beweiset. Unzählige Epidemien, unter verschiedenen Modificationen beobachtet, und mit dem Nahmen Faulfieber, bösartiges Fieber, Ruhr u. s. w. belegt, entstanden durch Verbreitung des nähmlichen Typhus, entweder nur in kleinen Gemeinden oder in Städten und ganzen Landschaften. Wirft man einen Blick auf alle Jahrhunderte, und auf Millionen Menschen, welche ein Opfer dieser Typhus-Seuchen werden mußten: so läßt sich leicht einsehen, daß diese Art Krankheit zur Entvölkerung bisher weit mehr beytrug, als selbst die eigentliche Pest, die zwar in sich bösartiger ist, aber weit seltner vorkömmt.

Dritter Abschnitt S. 30 — 33. Vorläufige notwendige Eintheilung des ansteckenden Typhus: in den durch Ansteckung mitgetheilten und in den ursprünglichen; in den regelmässigen oder normalen und unregelmässigen oder anomalen. Unter dem ursprünglichen Typhus wird hier jeder nicht durch Ansteckung erzeugte, sondern aus irgend einer andern Fieberkrankheit unter gewissen (im 13ten Abschnitte angegebenen) Umständen entwickelte verstanden.

Vierter Abschnitt S. 34 — 83. Gemälde des reinen, durch Ansteckung mitgetheilten Typhus im regelmässigen Verlaufe. So wie alle ansteckende Ausschlagsfieber: das Pocken-, Masern-, Schar-

lach- und Pestfieber, eben so hat auch der ansteckende Typhus seinen von der Natur des Ansteckungsstoffes vorgeschriebenen regelmässigen Verlauf; und seine der speciellen Wirkungsart dieses Stoffes entsprechenden Krankheitszufälle.

Nach dem Hrn. Verf. durchläuft der Typhus, wenn er rein, und aus Ansteckung entstanden ist, *acht Zeiträume*, ehe er wieder in die vollkommene Gesundheit übergehen kann. 1.) Der *Zeitraum der Ansteckung* hat wahrscheinlich nur die Dauer von wenigen Augenblicken, und ist durch keine auffallende Merkmale, ungeachtet verschiedene angegeben werden, mit Verlässigkeit ausgezeichnet. 2.) Der *Zeitraum der Opportunität* d. i. gelinder, noch unter dem Scheine einiger Gesundheit bemerkbarer Vorläufer der Krankheit, hat keine eigenthümlichen, sondern nur allgemeine Erscheinungen eines Uebelbefindens, wenn nicht etwa Uebelriechen aus dem Munde, Zittern der Hände, öfterer Schwindel, und jähe schmerzhaft, gleichsam electriche Schläge in den Gliedmassen, so wie ein sonderbar lästiger Rückenschmerz und eine Beklemmung in der Herzgrube hieher zu rechnen sind. Manchen Beobachtungen des Hrn. Verfassers zu Folge dauert dieser Zeitraum niemahls kürzer als *drey*, und niemahls länger als *sieben Tage*. (*Horn, Meier* in Brandenburg setzen diesen Zeitraum auf 8 — 9, *Kausch* auf 8 Tage an; — höchst wahrscheinlich ist die Dauer desselben nach individuellen und äusseren mannigfaltigen Verhältnissen verschieden.) 3.) Der *Zeitraum der Invasion, oder des eigentlichen Fieberanfalls* beginnt, wie bey allen Fieberkrankheiten, nach einem lästigen schmerzhaften Ziehen und Frösteln über den Kopf und in der Wirbelsäule mit erschütterndem Fieberschauer, zwischenlaufender Hitze, und den übrigen ihn gewöhnlich begleitenden Erscheinungen, wozu sich allgemeine Abgeschlagenheit gesellet. Hierdurch kömmt der Kranke in die Schranken des Fiebers, aus welchen kein Ausgang mehr ist, als — durch die Krise. Die Dauer ist selten kürzer als *sechs*, selten länger als *zwölf Stunden*. 4.) Der *inflammatorische Zeitraum*, der *sieben Tage* dauert, biethet niemahls die Zufälle eines vollkommen rein und ächt entzündlichen Fiebers, sondern eine Vermengung derselben theils mit katarrhösen, theils mit gastrischen dar, deren

Hervorstechen dem Ungeübten die Diagnose sehr erschweren kann. Unter die *charakteristischen Zeichen* während der ersten drey Tage dieses Zeitraums gehören: Betäubung, welche der Trunkenheit von geistigen Getränken oder von narkotischen Giften nicht unähnlich ist; Röthe der Augen; katarrhöse Zufälle; Peripneumonie; Leiden der Leber; Abgeschlagenheit der Gliedmassen mit schmerzhaften Spannungen in den Waden und Fingern, und eine unüberwindbare Trägheit in den willkürlichen Bewegungen, die die ganze Krankheit hindurch beobachtet wird. Am vierten Tage stellt sich gewöhnlich ein mässiges Nasenbluten mit einiger zeitweiligen Erleichterung der Kopffzufälle ein; um welche Zeit man einen ungewöhnlichen Turgor in der gesammten Haut wahrnimmt, und sich ein Exanthem bildet, das sich hauptsächlich am Rücken, auf der Brust, an den Oberschenkeln, und Oberarmen *entweder* als eine ungleichförmige, so zu sagen marmorirte Röthe der Haut (vom Hrn. Verf. *rothgeflecktes Exanthem* genannt), zu welcher sehr gern *entweder* kleine rothe Erhabenheiten und Pusteln, nämlich der bey allen Exanthenen leicht geschäftige *Friesel*, oder die eben so leicht geselligen *Hitzbläschen* (*sudamina*) hinzukommen, oder als kleine Blutergussungen in das Zellengewebe der Haut oder zwischen die Haut und Oberhaut, als *Petechien*, mit oder ohne frieselartige Röthe der Haut, zeigt. *Friesel*, *Hitzbläschen* und *Petechien* sind aber nur zufällig; das eigentliche *typhöse Exanthem*, rein und einfach, ist ein rothfleckichter, marmorirt ungleicher Haut-Ausbruch, der mit kleinen, nur wenig hervorragenden Pusteln besäet ist, die nicht so erhaben und fühlbar wie der *Friesel*, sondern vielmehr den Masern ähnlich sind, und von den Rötheln durch den gänzlichen Abgang von Brennen und Jucken, und durch ihre bläfsere Röthe sich leicht unterscheiden. Beym Hervortreten dieses Exanthems wird immer einige Abnahme der Peripneumonie wahrgenommen. Der Verlauf des Typhus in diesem Zeitraume ist, die nächtlichen Verschlimmerungen abgerechnet, einigermassen *continent*; wodurch er sich vorzüglich von jedem anhaltenden Nervenfieber, welches nicht ansteckend ist, unterscheidet.

(Der Beschluss folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 102.

Freitag den 22. December.

1815.

Heilkunde.

Johann Valentin Edler v. Hildenbrand, k. k. n. öst. wirkl. Regierungsrath, Director des allgemeinen Krankenhauses, des Findelhauses und der Bezirks-Krankenanstalten, dann der practischen Heilkunde ordentl. öffentl. Professor an der Universität zu Wien, *über den ansteckenden Typhus*. Nebst einigen Winken zur Beschränkung oder gänzlichen Tilgung der Kriegsppest und mehrerer anderer Menschenseuchen. *Zweyte* vom Verfasser selbst verbesserte und vermehrte *ächte Auflage*. Wien im Verlage der Camesina'schen Buchhandlung 1815. XIV. u. 298 S. in 8.

(Beschluss.)

5.) *Der nervöse Zeitraum* beginnt mit dem Schlusse des siebenten Tages, und dauert in der Regel bis zum vierzehnten Tage. Er hat mehr einen nervösen als einen wahren Schwäche-Charakter, und in ihm ist nun das Ansteckungsvermögen vollkommen entwickelt. Nach einer kurzen, gewöhnlich nur einige Stunden dauernden Veränderung der Zufälle und Erleichterung des Kranken eröffnet sich die neue Scene mit einer sowohl dem Gefühle des Kranken, als den Sinnen Anderer bemerkbaren, auffallenden Vermehrung der Fieberhitze. Hiemit wird die früher noch feuchte Zunge und ganze Oberflache jetzt trocken, die Glühhitze der Haut scheint unter der befühlenden Hand sich zu vermehren, ohne jedoch je über 32° Reaum: zu steigen, das Hautexanthem, die Petechien jedoch ausgenommen, verschwindet jetzt, eben so die katarrhösen Zufälle, doch sind die Nasenöffnungen verstopft und bekommen ein rufsiges Ansehen, die Brustbeklemmung und das Hüsteln, an dessen Statt sich gewöhnlich eine andere Zuckung des Zwerchfells, das Schluchzen einstellt. Es zeigt sich nun eine Geneigtheit zu öfteren und flüssigen Stuhlgängen, mit leichten

Zwölftes Heft.

oder stärkeren Schmerzen in den Gedärmen, und Aufblähung des Unterleibes (meteorismus); der Urin wird weniger sparsam, als in andern hitzigen Fiebern, blafs, durchsichtig oder nur wenig trübe, und sehr selten hypostatisch, übrigens seiner Beschaffenheit nach äusserst wandelbar, doch wenigstens niemahls entzündungsartig; auch der Puls ist auffallend wandelbar, doch keineswegs so anhaltend schwach, so schwindend, so klein und zitternd, als er bey wahrer Lebensschwäche gefunden zu werden pflegt; immer aber hat derselbe etwas Eigenes, das kaum zu beschreiben ist. Die wichtigsten krankhaften Erscheinungen des Typhus in diesem Zeitraume sind jedoch jene, welche eigentlich den *status nervosus* ausmachen. Die thierischen Kräfte sinken dem Anscheine nach zu einer bedeutenden Schwäche herab, die jedoch nur eine schwer zu überwindende Trägheit, ungefähr wie bey Betrunknen, ist; es entstehen Zittern, Sehnenhüpfen, leichte Zuckungen, Krämpfe verschiedener Art, am auffallendsten in den Rachenmuskeln und im Schließmuskel der Harnblase; die äusseren Sinne werden stumpfer als vorhin, die Kranken träumen ohne beynahne zu schlafen (typhomania), und reden irre, wobey sie gemeinlich von einer einzigen fixen Idee das ganze Fieber hindurch unablässig gequält werden, und wobey, was vorzüglich bemerkenswerth ist, die sogenannten höheren Facultäten der Seele oft weit weniger leiden, als die niedrigeren; das Gemüth ist gleichgültig, das Begehrungsvermögen beynahne auf eine ähnliche Art, wie das Bewegungsvermögen, träge; die Instincte schweigen; die Kranken liegen betäubt nachlässig und unverändert auf dem Rücken, welche Betäubung und Rückenlage so charakteristisch sind, dafs sie selbst dem aufmerksamen Empiriker eine gewisse Diagnose des Typhus geben, und *habitus typhosus* genannt werden könnten. Am Ende des zehnten Tages entsteht nach einer einige Stunden anhaltenden Verschlimmerung ein merkbarer Nachlaf, der am eilften Tage am auffallendsten ist, am zwölften und dreyzehnten aber durch neue stärkere

Fieberhitze und erhöhtes Nervenleiden wieder verdrängt wird. 6) *Der Zeitraum der Krise.* Am Ende des dreyzehnten Tages erscheint gewöhnlich eine auffallend stärkere Exacerbation als die bisherigen waren, nach zwölf Stunden aber, und *am vierzehnten Tage der Krankheit* neigt sich die früher trockene Haut zur Ausdünstung, alle oberflächlichen Ausgangsmündungen des Körpers scheinen sich zu öffnen, und vom schnürenden Krampfe befreit zu werden. Nun erfolgt neuerdings mit großer Erleichterung der Kopfschmerzen ein Nasenbluten oder wenigstens ein Feuchtwerden der früher trockenen Nase; die Zunge wird feucht, reiner und röther, Manche expectoriren leicht, viel und katarrhös; es bricht ein allgemeiner, gleichförmiger, dunstartiger und nicht zäher, sehr erleichternder Schweiß aus; der mit Leichtigkeit und einer gewissen Behaglichkeit mehr gefärbt, trübe und reichlich ausgesonderte Urin hat manchmal einen häufigen weißlichten Bodensatz, oder schwere schleimichte Wölkchen. Die größte und öfteste Erleichterung nebst dem kritischen Schweiß bringen hier flüssige oder breyartige Stuhlausleerungen, nach denen die Kranken oft den Grad der Erleichterung bestimmt angeben. Die mit den genannten kritischen Ausleerungen verbundene Erleichterung ist immer auffallend, und tritt oft schnell und unvermuthet und zwar bey leichten und regelmässigen Laufe am vierzehnten Tage ein; erfolgt die Krise störender und verspäteter Umstände wegen am siebenzehnten Tage, so ist sie nie so jähe, sondern es geht am vierzehnten Tage schon eine bedeutende Erleichterung voran. Dieser Zeitraum der Krise hat nur eine kurze Dauer von wenigen Stunden, mit welchem der Kranke aus den Schranken des Fiebers herausgeht. 7) *Der Zeitraum der Abnahme* folgt, wenn die Krise vollständig war, bald nach derselben, gewöhnlich schon nach zwölf Stunden. Der Kranke erwacht wie aus einem Traume oder aus einer Trunkenheit; der taumelnde Kopf wird freyer, und Manche erlangen augenblicklich ihr volles Bewußtseyn, doch nicht so das Erinnerungsvermögen; die krankhafte Gleichgültigkeit verschwindet; das Auge und der Blick werden lebhafter und freyer etc. etc.; der Puls wird ruhig, gleichförmig, frey, obschon oft jetzt schwächer als im früheren und im gesunden Zustande; das Athemholen und die Wärme des Körpers werden gleichförmig und mässig etc. etc. Mit jedem Tage bessern sich einige Zufälle, und die Kranken nähern sich der Genesung; aber erst nach beynahe noch sieben Tagen nach der Krise folgt 8) die eigentliche *Convalescenz* oder *Wiedergenesung*, der Uebergangszustand in die vollkommene Gesundheit, zu deren Erlangung manchmahl eine Zeitfrist von

mehreren Wochen erfordert wird. Dann wird aber der Mensch oft so gesund, als er es vor der Krankheit kaum war; auch ist er oft nicht nur vor den Anfällen der nähnlichen, sondern auch anderer Fieberkrankheiten (?) lange gesichert.

Einmahl ward eine Brustwassersucht, mehrere Mahle aber, nach den Beobachtungen des Hn. Verfassers, Gicht und Hysterie durch den Typhus gänzlich gehoben.

Fünfter Abschnitt S. 84—110. Beschreibung des durch Ansteckung mitgetheilten Typhus im anomalen Verlaufe. Der ansteckende Typhus weicht, so wie alle ansteckende Fieberarten, mannigfaltig von dem gleichsam regelmässigen — im vorigen Abschnitte geschilderten — Verlaufe ab. Dergleichen Abweichungen (Anomalien) kommen in jedem Zeitraume der Krankheit vor. Sie sind so zahlreich und mannigfaltig, daß die Aushebung nur derjenigen, die der Hr. Verf. angibt, hier zu viel Raum einnehmen würde, wesswegen wir die Leser auf das Werk selbst hinweisen müssen. Im Allgemeinen beziehen sie sich theils auf die Dauer der einzelnen Stadien und der ganzen Krankheit, theils auf die Heftigkeit und Ausdehnung der wesentlichen, die Anzahl und Beschaffenheit der unwesentlichen Symptome, auf den Charakter des Fiebers, die Zeit, Art und die Folgen der Entscheidung etc., und stellen eben so viele mehr oder weniger erhebliche *Modificationen des Typhus* dar. Die vorzüglichsten und bekanntesten Ursachen solcher Anomalien sind: die vorgängige Beschaffenheit des Subjectes; die herrschende Constitution; die nebenbey einwirkenden häuslichen schädlichen Einflüsse, zu denen besonders auch ein unschickliches oder gar verkehrtes Heilverfahren gerechnet werden muß.

Sechster Abschnitt S. 111—146. Ursachen und Entstehungsart dieses Typhus. Dieser Typhus (der mitgetheilte nähnlich) entsteht immer durch *Ansteckung*. Der typhöse Ansteckungsstoff hat außer den allen Ansteckungsstoffen gemeinen Eigenschaften folgende bis jetzt bestimmbare *Eigenthümlichkeiten*: er wird nicht in jedem Zeitraume, sondern erst in dem Fortschreiten der Krankheit, und wahrscheinlich mit dem Hervortreten des Exanthems entwickelt; er ist aber eben dieses nur fleckichten Exanthems wegen nicht so darstellbar in thierischen Schleim gehüllt, wie bey andern Ansteckungskrankheiten; genaue Beobachtungen sprechen für seine Wirkung nicht einzig durch unmittelbaren oder mittelbaren Contact, sondern auch bey einer bloßen Annäherung in die Atmosphäre des Typhuskranken, folglich auf eine gewisse Entfernung; er tilget, nach hervorgebrachtem Fieber, die Empfänglichkeit für die nähnliche Ansteckung fast immer auf einige Zeit, selte-

ner aber auf die ganze Lebensdauer; er scheint eine den narkotischen Giften analoge Wirkungsart zu besitzen, doch ist seine Wirkung viel permanenter.

Die *Mittheilung dieses Ansteckungsstoffes* geschieht *entweder* (und zwar seltener) unmittelbar, d. i. durch Berührung des Typhuskranken oder längeres Verweilen in seinem Dunstkreise, oder (und zwar weit öfter) *mittelbar*, d. i. durch Berührung solcher Körper, die mit dem Typhuskranken einst im Contacte und in Gemeinschaft waren, das Miasma aufnahmen, und es dann wieder weiter zu verbreiten fähig und geeignet sind. Nur Glas, die meisten Metalle, die Erden und einige andere Körper scheinen Nichtleiter dieses Ansteckungsstoffes zu seyn; eigentliche Leiter desselben aber sind nicht nur die meisten thierischen Theile, vorzüglich Thierhäute, Thierhaare, Federn etc., sondern auch viele zarte und fädichte Pflanzentheile, Baumwolle, Hanf, Flachs, alles hieraus gewebte Zeug, selbst Heu, Stroh, Moos u. dgl. Nach einigen Erfahrungen glaubt der Hr. Verf. bestimmen zu können, daß das Typhus-Contagium seine Wirksamkeit schwerlich länger als drey Monate behalte.

Zur *Ansteckung selbst* werden nebst der unmittelbaren Berührung noch *erfordert*: Wärme; Aufnahme des Stoffes in den gesunden (?) Körper; und die nöthige Empfänglichkeit des gesunden (?) Menschen, welcher angesteckt werden soll; — über welche Bedingnisse einzeln sehr gründliche Betrachtungen angestellt werden.

Die *nächste Ursache des Typhus* liegt nach dem Hrn. Verf. bestimmt (S. 142) *in einem entzündungsartigen Zustande der sämtlichen Schleimhäute, welcher sich auf die Nerven und das Sensorium krankhaft verbreitet*. Worin aber der krankhafte organisch-chemische Proceß, welchen der Ansteckungsstoff in den Schleimhäuten verursacht, eigentlich bestehe, getraut der Hr. Verf. sich nicht, ohne in Hypothesen zu versinken, zu bestimmen; auch gesteht derselbe (S. 146) bescheiden, er glaube nicht, daß mit diesen obgleich ganz aus der genauen Beobachtung der Zufälle und des Verlaufes der Krankheit unter dem Urtheile der Vernunft entworfenen Grundzügen einer Theorie des ansteckenden Typhus schon die Lehre von diesem erschöpft sey. Da demnach der Hr. Verf. selbst das noch Unzulängliche obiger Bestimmung der Natur des ansteckenden Typhus anerkennt: so hält es Rec. nicht für nöthig, sich in eine nähere Kritik derselben einzulassen. Außerdem müßte er bemerken, daß er in obiger Bestimmung sowohl das Auszeichnende des entzündungsartigen Zustandes der Schleimhäute, das den Typhus zu einer eigenen, selbstständigen Krank-

heitsart macht, als auch das Unterscheidende von anderen dem Typhus in Hinsicht auf ein entzündliches und contagiöses Leiden der Schleimhäute gewiß nahe verwandten Krankheiten, insbesondere der Scharlach- und Masernkrankheit, noch vermisste. Sollte nicht auch hievon der Grund (wie der Hr. Verf. S. 141. gegen eine andere Theorie bemerkt) in der noch unzureichenden Kenntniß des thierischen Chemismus liegen?

Siebenter Abschnitt S. 147—165. *Ausgänge dieser Krankheit*. Hier werden die Uebergänge in Gesundheit, in den Tod oder in andere Krankheiten, die Bedingungen und Umstände, unter welchen der eine oder der andere Ausgang zu erwarten steht, und die Erscheinungen, mit welchen derselbe erfolgt, ferner die Uebergangs- und Nachkrankheiten, wie auch die Todesarten und der Leichenbefund umständlich und genau angeführt.

Achter Abschnitt S. 166—173. *Prognostik*. Die wichtigsten Momente einer rationellen Prognose sind im vorigen Abschnitte bereits enthalten; hier werden noch manche andere, zum Theile empirische, deren Grund nicht immer hinreichend zu erklären ist, gewürdigt, welche von der großen Zahl und Genauigkeit der Beobachtungen des Hrn. Verfassers rühmlich zeugen.

Neunter Abschnitt S. 174—225. *Heilart dieses Typhus im regelmäßigen Verlaufe*. Der Mangel an einer vollständigen und gründlichen Theorie dieser Krankheit macht, daß wir auch nur eine *indirecte Therapie* derselben kennen. Diese besteht darin, daß die Lebenskräfte in einen freyen und anhaltenden, mäßig thätigen Zustand versetzt, daß alle hier etwa eintretenden Hindernisse entfernt, alle Nebeneomplicationen gehoben, alle lästigen und gefährlichen einzelnen Krankheitszufälle beseitiget oder gelindert, und daß zu einer wohlthätigen Krise alle möglichen Vorbereitungen getroffen werden. Da aber in den angemerkten Stadien des Typhus ein bestimmt hervorstechender Krankheitscharakter auffallend obwaltet, so muß der praktische Arzt auf denselben zugleich ein vorzügliches Augenmerk richten, und nach ihm seine Verfahrungsart einleiten. Im Zeitraume der Ansteckung und der Opportunität läßt sich noch eine prophylactische Behandlung (welche im zwölften Abschnitte vorkommt) mit Nutzen anwenden, und durch sie der Rückgang in die Gesundheit sich bewirken. — Im Zeitraume der Invasion, und besonders während des Fieberschäuders ist nichts Wichtiges und Entscheidendes zu unternehmen. Lauwarme, gelinde Schweifstreibende Getränke von aufgegosenen Pflaumen-, Linden-, Pomeranzen- oder Chamillenblüthen u. dgl. sind nebst einer mäßigen Bett-

wärme zur glücklichen Lösung der Hautkrämpfe etc., die besten Mittel. — Im inflammatorisch-katarrhösen Zeitraume sind die entzündungswidrigen, mit einiger auf die gestörte Hautfunction gerichteten Rücksicht, die rationel angezeigten Heilmittel. Am vorzüglichsten erfüllen diese Indication Brechmittel, und zwar die Brechwurzel, bald nach der Invasion dieser Fieberkrankheit, und ehe sich noch ein entzündlicher Charakter entwickelt hat, (bey einem bereits erhöhten entzündlichen Charakter aber, und besonders bey bedeutender Eingenommenheit der Lungen nach vorausgeschicktem Aderlasse) gegeben; lauwarmer theils schleimichte, theils gelind auflösende, theils säuerliche Getränke, und nach vollendeter Wirkung des Brechmittels eine Auflösung von etwas Doppel- oder Glaubersalz in einem Eibisch- oder Graswurzelabsude mit Hollunderbeerensyrup. Der Arzt kann in diesem Zeitraume auf eine zweyfache Weise schädlich wirken: durch zu vieles Schwächen vorzüglich mit Aderlässen und Purgirmitteln, oder durch zu voreiliges und hastiges Reitzen mit tonischen und flüchtigen Reitzmitteln. Hierbey wird ein wahres, höchst beachtenswerthes Wort über den allerdings verschiedenen Werth des Aderlasses in dieser Krankheit gesprochen. — Im nervösen Zeitraume besteht die Anzeige in Unterstützung und gelinder Aufforderung der ermüdeten Kräfte, und in behutsamer Sicherung der bevorstehenden entscheidenden Krisen. Hier wird nun ein reizendes Heilverfahren nöthig; die Reitzmittel sind aber so zu wählen, daß der vorausgegangene inflammatorisch-exanthematische Charakter zugleich berücksichtigt, und nicht etwa durch ein ungestümes Heilverfahren neuerdings rege gemacht werde. Die vorzüglichsten Mittel in diesem Zeitraume sind: die Vesicatoren (und durch sie erregte mäfsige Eiterung), der Kampher, die Arnica. Selbst die Brechmittel behaupten auch hier, hauptsächlich im Eintritte dieses Zeitraums ihren Platz durch ihre mehr als antigastri-schen Wirkungen. Unterstützt von den Vesicatoren, dem Kampher und der Arnica, und in Verbindung mit denselben angewandt, sind flüchtige Reitzmittel als: die Wurzel der Angelica, der Imperatoria, der Valeriana, des Levisticum, des Calamus aromaticus, selbst die Chamomilla etc. mäfsig und gleichförmig anhaltend gebraucht von sehr wohlthätiger Wirksamkeit. Ueberflüssig sind bey einem leichten einfachen Gange der Krankheit in diesem Zeitraume die Chinarinde und alle tonische Mittel, schädlich das Opium, das Calomel und die Purgirmittel. — Im Zeitraume der Krise ist die Natur in ihrem Wirken gehörig zu lenken und zu unterstützen, und sind ihre größtentheils in kritischen Ausleerungen bestehenden erleich-

ternden Wirkungen zu fördern. Oft ist aufer einem lauwarmen, gelinde reizenden Getränke, und einem den kritischen Schweiß weder einhaltenden noch zu stark befördernden diätetischen Verhalten gar nichts vonnöthen. — Im Zeitraume der Abnahme sind nicht gleich alle Heilmittel zu beseitigen, sondern die Reitzmittel mit Hinweglassung der eckelen nur seltener und schwächer zu geben. — Im Zeitraume der Convalescenz hört die Therapeutik auf, und übernimmt die Diätetik die noch übrige Pflicht ganz, wenn anders nichts Anomales in diesem Zeitraume vorkömmt.

Zehnter Abschnitt S. 226—242. *Heilart im unregelmäßigen Verlaufe.* Die vorzüglichsten Heilanzeigen beruhen hier auf der strengsten Berücksichtigung des hervorstechenden Krankheitscharakters und des Allgemeinleidens, dann der einzelnen ungewöhnlichen, theils gefährlichen, theils dem Kranken lästigen Symptome. Die der Mannigfaltigkeit der Abweichungen entgegenzusetzende Heilart geht theils von rationellen Grundsätzen, theils von einer von andern glücklichen Wahrnehmungen entnommenen Analogie aus. Uebrigens verdient der äußerst wichtige Inhalt dieses Abschnittes in dem Werke selbst mit aller Aufmerksamkeit nachgesehen zu werden.

Eilfter Abschnitt S. 243—258. *Diätetik in dieser Krankheit.* Die diätetischen und therapeutischen Mittel, da sie zum nähmlichen Heilzwecke führen sollen, müssen in ihrer Wirkungsart wechselseitig übereinstimmen. Im ansteckenden Typhus muß nach der geschilderten Wandelbarkeit des Krankheitscharakters auch das diätetische Regimen in verschiedenen Zeiträumen verschieden seyn. Im Zeitraume der Invasion ist, wie schon erwähnt, ein gleichmäfsig warmes Verhalten im Bette mit dem Gebrauche säuerlicher und gelind schweißstreibender lauwarmer Getränke vortheilhaft. — Im entzündlichen Zeitraum soll die Luft rein, trocken, kühl seyn. (Noch hat der Hr. Verf. keine Gelegenheit gehabt, *entscheidende* Versuche zur Bestimmung der Wirkung des kalten Begießens, und des ihm minder zuträglich scheinenden Waschens mit kaltem Wasser anzustellen.) Die Nahrung sey flüssig, und in vorläufiger Rücksicht auf den nervösen Zustand etwas kräftiger als sonst bey entzündlichen Fiebern; das Getränk wässerig, schleimig, säuerlich. Zuträglich sind dem Kranken active Bewegung, sie sey noch so unbedeutend, Umherschreiten im Zimmer mittelst einiger Unterstützung, öfteres Aufrichten und Sitzen im Bette, Reitzung der äußeren Sinne, Aufmunterung und überhaupt eine angemessene psychische Behandlung. — Rückt das nervöse Stadium heran, so muß die Temperatur der Luft um 3—4 Grade höher als zuvor seyn, und für Rein-

heit und Trockenheit derselben vorzügliche Sorge getragen werden. Die Nahrung sey leicht verdaulich aber kräftig; die gewöhnlichen Getränke noch immer schleimig, aber zur Erquickung und Stärkung des Kranken dient vorzüglich ein geistiger, alter Wein löffelweis, jedoch mehrere Male im Tage gegeben. Die nun insgemein stupiden und indolenten Kranken müssen zum öfteren Trinken aufgefordert, und zu Bewegungen des Körpers oder Anstrengungen dazu so viel als möglich vermocht, die äußeren Sinne mehr noch als im vorigen Zeitraume gereizt, und die größte Reinlichkeit und Sauberkeit um den Kranken gehandhabt werden. — Während der Krise muß die Natur in ihren erleichternden Ausleerungen, besonders in der vermehrten Hautausdünstung, durch eine etwas wärmere Temperatur, durch ein wärmeres Verhalten im Bette, so wie durch passende Getränke u. s. w. unterstützt werden. — Auch während der Abnahme der Krankheit bleiben reine Luft, gut nährnde, zwar allmählig festere aber leicht verdauliche Speisen, Wein, und mäßige Bewegung die Hauptmomente der erforderlichen Lebensordnung; doch muß mit den Nahrungsmitteln gestiegen werden, so wie mit den eigentlichen Arzneimitteln zurückgegangen oder etwa gänzlich aufgehört wird. — In der Convalescenz hat sich der Arzt nur mehr nach allgemeinen, für einen geschwächten Menschen passenden diätetischen Gesetzen zu benehmen.

Zwölfter Abschnitt S. 259—284. Prophylaxis oder Vorbeugung. Nebst einigen Entwürfen zu diesfälligen Polizeyanstalten. Bey einer offenbar ansteckenden Krankheit, wie der hier abgehandelte Typhus ist, muß die Vorbeugung, das ist, die Erhaltung der Gesunden von der allergrößten Wichtigkeit seyn; und sie ist auch unter verhindertter Verbreitung der Ansteckung allerdings möglich. Der Nutzen einer solchen Prophylaxis beschränkt sich nicht blofs auf einzelne Individuen, sondern er erstreckt sich aufs Allgemeine. Der Hr. Verf. gibt nun die Mittel und das Verfahren an, wodurch sowohl bey einzelnen Individuen, als auch im Allgemeinen und in Bezug auf Mehrere die Typhusansteckung bestmöglich verhindert, oder die bereits geschehene oft noch (im Zeitraume der Opportunität nämlich) getilgt, oder in Schranken gehalten werden kann. Diese Auseinandersetzung gestattet keinen Auszug, und verdient von Jedermann gelesen, und wohl beachtet zu werden, dem sein eigenes so wie das Wohl seiner Mitmenschen am Herzen liegt.

Dreyzehnter Abschnitt S. 285—298. Einiges über den ursprünglichen Typhus. Das Typhusmiasma kann sich in unserem Klima unter bestimmten Umständen zu jeder Zeit ursprünglich entwickeln.

Der Hr. Verf. beschäftigt sich in diesem letzten Abschnitte theils mit Erläuterung dieser Umstände, theils mit Angabe sowohl der Merkmale der Gegenwart eines primär entstandenen Typhus, als der Mittel, durch welche die ursprüngliche Entwicklung des Typhus-Ansteckungsstoffes glücklich verhütet werden kann.

Schon haben *Minderer, Monro, Pringle* vorzüglich auf die Schädlichkeit der überhäuften menschlichen Ausdünstungen aufmerksam gemacht, und einzig hierin findet der Hr. Verf. die Quelle alles Typhus-Stoffes. Selbst die gehäufte und geprefste Ausdünstung gesunder, in einem engen Raume zusammen wohnender Menschen zeigt die nachtheiligsten Eindrücke auf die Gesundheit, wie aus manchen schaudervollen Beyspielen hinlänglich bekannt ist. Die nämlichen Nachtheile bringt die Luft in Kerkern, Zuchthäusern, in engen Gemächern, auf Schiffen und in allen Communitäten, wo mehrere auch übrigens gesunde Menschen in unverhältnißmäßiger Menge zusammen wohnen. Aber am meisten entstehen diese Nachtheile dort, wo mehrere an Fiebern, besonders an anhaltenden hitzigen Fiebern leidende Menschen in einem sehr engen Raume an einander liegen. Welche Mischungsänderung eigentlich hiebey die Atmosphäre erleide, und welche ihre unmittelbare schädliche Einwirkungsart sey, ist noch nicht befriedigend anzugeben. Wir wissen nur, daß die so entstandene Luftverderbnis (vom Hrn. Verf. ursprünglicher Typhus-Stoff genannt) nicht nur in der die gehäuften Fieberkranken umgebenden Luft sich befinde, sondern sich an verschiedene Körper, die ihre Leiter sind, lege, und dadurch theils auf Gesunde, theils auf fiebernde Kranke, die sie umgibt oder berührt, wirkend den Typhus erzeuge.

Jedes Fieber kann unter solchen Umständen in einen Typhus übergehen. Der zu den früheren Fieberzufällen sich hinzugesellende Schwindel mit Betäubung, Stupor, Typhomanie, die rothen Augen, das katarrhöse Leiden der Nase, des Rachens, der Luftröhre, der Lungen, die Trockenheit der Zunge und der Haut, die Schwerhörigkeit, der Trommelbauch und der helle Urin, dann das eigene Exanthem geben die vorzüglichsten Zeichen des zu dem früheren Fieber bereits hinzugekommenen Typhus, der sich vom einfachen und nicht ansteckenden Nervenfieber wesentlich unterscheidet. Der Verlauf eines zu andern Fiebern hinzugesellten Typhus ist immer (?) anomal.

Wie sowohl die Quelle des Typhusstoffes, wenn derselbe in Spitalern oder andern Communitäten seine Wirkungen äußert, gleich in der Entstehung zu vernichten, als jeder Entwicklung dieses Stoffes vorzubeugen sey, ergibt sich bey

gehöriger Würdigung des eben Gesagten leicht. Die dießfalls erforderlichen Verhütungsanstalten machen mehr einen allgemeinen Gegenstand der Polizey, als einen Privatgegenstand der Aerzte aus, welche sich fruchtlos bestreben, wenn sie nicht von dem obrigkeitlichen Ansehen und durch obrigkeitliche Befehle hinreichend unterstützt und ermächtigt werden.

Der fast überall mit den Worten des Hn. Verf. ausgehobene Inhalt empfiehlt das Werk am besten. Rec. darf nur noch die Bemerkung beysetzen, daß die vorliegende zweyte Auflage vor der ersten durch vollständigere Bearbeitung einiger Abschnitte, durch zahlreichere Literatur, durch Würdigung der neuesten, durch die Arbeit des Hrn. Verf. veranlaßten Schriften über denselben Gegenstand, und durch hübsches Papier einen nicht unbedeutenden Vorzug habe.

Römisches Recht.

Ueber bedingte Injurien, und den Beweis der Wahrheit ehrevertetzender Aeußerungen überhaupt. Mit Rücksicht auf C. H. Horns commentatio juridica de injuria conditionali, Jen. 1752. Nebst einer Exegese des Fr. 18 pr. D. 47. 10 und der c. 5. u. 10 C. 9. 35. von Jakob Tobias Werner, Großherzogl. Frankfurtschem Justiz-Rathe, Richter am Tribunale erster Instanz zu Wetzlar, des peinlichen Rechts, so wie des natürlichen Privatstaats- und Völkerrchts ordentlichem öffentlichen Lehrer, auch Beysitzer des Spruch-Collegii an der Rechts-Facultät daselbst, der Herzogl. Sachsen Weimar- und Eisenachischen Societät für die gesammte Mineralogie zu Jena, und der naturforschenden Gesellschaft Westphalens Mitgliede. Giessen 1813 bey G. F. Tusché. S. 110 in 8.

Diese Schrift behandelt eigentlich, wie schon zum Theile ihr Titel zeigt, 2 Materien, wovon jedoch die erste als Bestandstück der andern betrachtet werden kann. I. Wird nämlich, nachdem die wichtigsten hier nothwendigen Vorbegriffe entwickelt sind (S. 1 — 15), die schwierige Frage beantwortet, ob die Wahrheit der Ehrenverletzung den Injurianten rechtfertige? (S. 26 — 52). II. Werden die bey bedingten Injurien geltenden Rechtsgrundsätze aufgestellt (S. 53 — 110). Bey der ersten Frage interpretirt der Hr. Verfasser die im Titel der Schrift selbst angeführten Gesetze auf die hier alles ankommt, mit besonderem Scharfsinne, und übertrifft hierin unstreitig alle seine Vorgänger. Nur das Bedenken blieb dem Rec. übrig, daß der vom Hrn.

Werner mit Grolman bey Lösung des Problems gemachte, das Meiste entscheidende, Unterschied zwischen *Rechtsverletzungen, Verbrechen* und andern *bloßen Immoralitäten* mehr eine Ansicht der neueren Schule, als der Römischen Juristen und Gesetzgeber zu seyn scheine, welche letztere bekanntlich das Ethische und Rechtliche nicht sehr streng von einander absonderten. Der Ausdruck *peccata in fr. 18. D. l. c.* umfaßt offenbar auch die bloßen Immoralitäten, und der Beysatz: *peccata nocentium nota esse, oportet, et expedit* kann ebenfalls auf bloße Immoralitäten bezogen werden, weil der Staat an ihrer Notification, besonders, wenn sie wichtiger sind, und immer mehr um sich greifen allerdings ein Interesse hat.

Was den erwähnten zweyten Punct betrifft, so ist die Darstellung unsers Verfaßs. unter allen dem Rec. bekannten die gelungenste, wenn auch gegen die Entscheidung einzelner Fälle Zweifel erregt werden könnten. Da die gedachte Darstellung wegen der von Hrn. Werner hier (so wie überhaupt in der ganzen Dissertation) gewählten tabellarischen Methode keinen Auszug gestattet, so fügt Rec. noch die Bemerkung bey, daß der Verf. einen schätzbaren Beytrag zur Beleuchtung einer Lehre geliefert habe, in welcher, ungeachtet der bekannten Bemühungen eines Feuerbach, Grolman, Titmann, Weber u. a. noch nicht alle Finsternisse zerstreut sind.

K.

Orientalische Literatur.

Notices et extraits des manuscrits de la bibliotheque Imperiale et autres bibliotheques, publiés par l'Institut Imperial de France; faisant suite aux notices et extraits lus au comité établi dans la cidevant Académie des inscriptions et belles lettres. Tome neuvième. A Paris de l'imprimerie Imperiale 1813 Quarto zwey Abtheilungen, die erste von 466 die zweyte von 270 Seiten.

Dies ist bereits der neunte Band einer der gehaltvollsten und belehrendsten Sammlungen, welche dem Flusse französischer Gelehrten, die unermüdet Beyträge dazu liefern, und der Regierung, welche die Kosten des Drucks darauf verwendet gleiche Ehre bringt. Begonnen noch vor dem Beginne der Revolution, hat sich dieselbe durch alle Stürme derselben erhalten, und Schätze von Gelehrsamkeit zu Tage gefördert, die sonst aus Mangel von Bearbeitern und Verlegern wohl nie das Licht erblicket hätten. Den Zweck aus unbekanntem Handschriften, die nicht im Gan-

zen sondern nur stellenweise bekannt gemacht zu werden verdienen, Auszüge und Notizen zu liefern spricht der Titel aus, und es erhellt schon daraus, daß nützliche Handschriften französischer und anderer Bibliotheken um so reicheren Stoff zu diesem Werke bieten, je unbekannter und unzugänglicher dieselben gewöhnlichen Lesern sind, daß folglich die Schätze von orientalischer Gelehrsamkeit, auf diesem so fruchtbaren und noch so wenig angebautem Felde, einen sehr beträchtlichen ja den größten Raum davon einnehmen müssen, weil, da die classischen Sprachen des Occidents (alte und neue) vielen Gelehrten geläufig, die Sprachen des Orients aber (sowohl die todtten als die lebendigen) bisher nur der Erwerb von Wenigen geblieben, die griechischen und lateinischen Manuscripte häufig durchsucht und ausgezogen; die orientalischen hingegen, besonders die der lebenden Sprachen, nur an wenigen Orten und nur von wenigen Kennern durchforscht und bekannt gemacht worden sind. Die classische Literatur der Griechen und Römer ist ein viel ausgepochter, die der Morgenländer noch ein fast jungfräulicher Schacht. Deshwegen nimmt die letzte schon in einigen der vorhergehenden Bände dieses Werks, vorzüglich aber in dem vor uns liegenden, den bey weiten größeren Theil des Ganzen, nämlich fast zwey Drittel desselben ein, und die erste Abtheilung desselben ist ausschließliche den Auszügen und Notizen orientalischer, die zweyte Abtheilung denen occidentalischer Handschriften geeignet. Die erste entspricht also größtentheils in Frankreich demselben Zwecke, den sich in Oesterreich die *Fundgruben des Orients* vorgesteckt, nur mit dem Unterschiede, daß diese den Orientalisten aller Nationen, jene bisher nur Franzosen offen gestanden, daß die *Extraits et notices* auf Kosten der französischen Regierung, welche auch die Arbeiten honorirt, die *Fundgruben* aber auf Kosten eines polischen Magnaten ohne alles Honorar der bloß aus Liebe der Wissenschaft sich bemühenden Mitarbeiter erscheinen. In Betreff der zweyten Abtheilung, welche Auszüge aus griechischen, lateinischen oder altfranzösischen Handschriften enthält, wissen wir derselben bey uns dermahlen keine ähnliche gelehrte Sammlung zu vergleichen, weil sowohl das wieder auflebende *Archiv für Historie und Geographie* als die *Militärzeitschrift*, welche eine Zeitlang interessante Auszüge aus Archiven lieferten dieselben unterbrechen, die Auszüge aber aus den Handschriften der kaiserl. Bibliothek an denen Denis und Müller gearbeitet, seitdem nicht fortgesetzt worden sind. Uebrigens können solche Sammlungen nie als Speculation eines einzelnen Gelehrten oder Buchhändlers, sondern nur durch die Auf-

munterung der Regierung, und am besten unter der Leitung eines besoldeten Gelehrten Vereins, wie z. B. die *Acta philologica monacensia* auch neben den Denkschriften der bayerischen Akademie gedeihen. Wir eilen nun zur Inhaltsanzeige der beyden Abtheilungen.

In den ersten drey Stücken nämlich: 1) *Traité de la prononciation des lettres Arabes*, 2) *Notice d'un manuscrit Arabe de l'Alcoran accompagné de notes critiques et variantes* und 3) *Notice d'un traité des pauses dans la lecture de l'Alcoran*, verfolgt Freyherr de Sacy die in dem vorhergehendem Bande angefangene Materie von der Koransschreib- und Lesekunst, welche bisher selbst den gelehrtesten Orientalisten kaum mehr als dem Nahmen nach bekannt gewesen. Der erste im Text und Uebersetzung gegebene Auszug hat aber einen weiteren Gesichtskreis, indem er eine vollständige Abhandlung über die Aussprache der Buchstaben des arabischen Alphabets und ihre Entstehungsweise in den Sprachorganen enthält. Die Schwierigkeit der Uebersetzung läßt sich sowohl aus der natürlichen Trockenheit des Gegenstandes, als aus der vom Uebersetzer fast durchaus erst zu errathenden Terminologie leicht ermesen. Auf diese Abhandlung von der arabischen Aussprache folgt denn die Anweisung zur dreyfachen Lesungsweise des Korans, *Tahkik* die umständlich langsame, *Hadr* die schnelle cursorische und *Tedwin* die zwischen beyden das Mittel hält; die eigentliche Declamation (die nur in der ersten Lesart (*Tahkik*) statt haben kann, mit Beobachtung der vorgeschriebenen Pausen heißt *Tartil*. Den Beschluß machen Regeln für die Orthographie von Hamsa.

Das zweyte Stück gibt von einem sehr merkwürdigen Koran Nachricht, der durchaus nach der *Kesmol-masshaf*, d. i. nach den Regeln den Koran treu nach der von Osman verfertigten Abschrift nachzuschreiben geschrieben, und mit den dazu gehörigen Randglossen versehen ist. Aehnliche Randglossen finden sich auf einem von Hottinger in seiner bibliotheca Orientalis angeführten Koran, und auf dem in St. Peterburg gedruckten, da aber beyde mangelhaft sind, so hat Hr. S. S. durch diesen Auszug einen sehr wesentlichen Beytrag zur Koransgraphik geliefert. Die hier dem Korantexte bald oben bald unterhalb, bald mit verschieden gefärbter Tinte beygesetzten Buchstaben und Zeichen bezeichnen entweder die sieben Inflexionen der Aussprache *Ishar*, offene Aussprache, *Ichfa* verborgene Aussprache, *Idgham* Einschaltung, *Kalb* Umwendung, *Imalet* Abweichung, *Medd* Dehnung, und *Athemse mushile* das linde *Hamsa*, oder sie bezeichnen die zur Declamation (*artil*) erforderlichen Pausen (*Wakf*) oder

die Doctoren der *sieben* angenommenen Lesearten, oder endlich die Buchstaben welche sich in der osmanischen Urschrift nicht fanden, und die erst später von den Sprachlehrern als grammatikalisch nothwendig hinzugesetzt worden sind. Hr. S. de S. gibt die erste Sura nach der Schreibart des Codex mit den Randglossen im Original und Uebersetzung, und beweist dann von der im J. 1547 gedruckten italiänische Uebersetzung des Korans von Arrivabeuc, dafs dieselbe nicht aus dem Arabischen sondern nach der lateinischen im J. 1543 durch Bibliander in Druck gegebenen Uebersetzung verfertigt worden sey.

Das dritte Stück ist der Auszug aus einer persischen Handschrift über die Pausen, welche in der Declamation des Korans beobachtet werden müssen. Das System derselben werde von *Sedshawendi* ins Reine gebracht. Die Pausen sind 1) nothwendige (*Lasim*), 2) absolute (*Mathlak*), 3) erlaubte (*Dschais*), 4) geduldete (*Mudschewes*), 5) bevollmächtigte (*Murachass*). Das System der Pausen so wie die ganze Lesekunst des Korans gründet sich auf den Text desselben: *Rattal alkorane tertilen* „Spreche den Koran mit kunstbesonnenem Ausdruck“, oder wie Hr. S. de S. übersetzt: *récite l'Alcoran (le Coran sollte es heissen) en le déclamant*. Wenn die vorhergehenden Auszüge blofs den gelehrten Kenner des Arabischen interessiren, so hat der folgende von Hrn. Am. Jourdain ein weit gröfseres für alle Leser insgemein besonders aber für die Liebhaber der Geschichte. Unter dem Titel *Le jardin de la pureté, contenant l'histoire des prophetes des Rois des Khalifes par Mohammed fils de Khavendschah connu sous le nom de Mirkhond*, gibt Hr. le J. nicht nur eine sehr umständliche und genugthuende Notiz über diesen grofsen persischen Geschichtschreiber und die in Paris befindlichen Exemplare seines grofsen historischen Werks in 6 Theilen (der 7te der sich bey einigen findet ist apocryph und aus dem Werke seines Sohns Chondemirs hinzugesetzt) sondern auch die Geschichte der persischen Ismailis oder Assasinen sowohl im Texte als in Uebersetzung. Hr. J. dessen in dieser Literaturzeitung schon als Herausgeber des *tableau de la Perse* (in 5 Bändchen 12 Paris) mit verdientem Lobe erwähnt worden ist, tritt durch diese Notiz und den dieselbe begleitenden Auszug in die Reihe der Orientalisten, welche von diesem grofsen Geschichtschreiber einzelne Bruchstücke übersetzt haben, nämlich: 1) S. de Sacy die Geschichte der Sassaniden (Paris); 2) Jenisch, die Geschichte der Taherniden

und Saffariden (Wien 1782); 3) Wilken, die Geschichte der Samaniden (Göttingen 1808) und die den Fundgruben des Orients bestimmte Geschichte der Gasnewiden; 4) Langles, Bruchstücke der Geschichte Dschengischans (im V. Bande der *Notices et extraits*); 5) Am. Jourdain die vorliegende Geschichte der Assassinen; 6) Stewart die Geschichte Nuschirwans im Cataloge der Bibliothek Tipo Saib's (London 1809); 7) Hammer, die Geschichte Dschemschids, den Briefen Herder's über Persopolis angehängt und mit Noten von Johannes Müller.

Aufser diesen gedruckten Bruchstücken befindet sich noch der ganze erste Theil von *Alois von Hammer*, dem zu frühe verstorbenen Bruder des letzten für Freyh. v. Jenisch übersetzt, als Manuscript in der Sammlung des Hrn. Grafen von Rzewuski. Von allen bisher bekannt gemachten übersetzten Stücken dieses Geschichtschreibers ist das von Hrn. J. gelieferte durch die Neuheit des Gegenstandes vielleicht das merkwürdigste für den occidentalischen Geschichtsforscher, der bisher die Assassinen nur aus den Geschichtschreibern der Kreuzzüge in Syrien als eine halb fabelhafte Erscheinung gekannt, aber noch nicht bis zu dem Ursprunge ihrer Lehre in Aegypten und ihres Reichs in Persien verfolgt hat, und Hr. Jourdain's Uebersetzungen gehört, mit Hrn. Quatremere's in den Fundgruben des Orients über dieselben aufgenommenem Memoire und das von Hrn. S. de Sacy über den Ursprung ihres Namens und ihrer Lehre in dem Institute zu Paris abgelesenen Abhandlungen zu den wichtigsten Vorarbeiten einer eigentlichen Geschichte der Assassinen, deren Erscheinung das 1. Heft des IV. Band, der Fundgruben verspricht und das letzte Heft desselben Bandes bestätigt. Wir können aus Mangel des Raumes uns auf den Inhalt dieses Bruchstückes selbst hier nicht einlassen, und begnügen uns die Geschichtsforscher auf diese Quelle aufmerksam zu machen. Aufser der Geschichte der Assassinen hat Hr. J. auch die Vorrede Mirchonds und ein desselben angehängtes Bruchstück aus dem Werke seines Sohns Chendemir übersetzt, und zur Vergleichung das damals noch in Paris befindliche schöne Exemplar der Wienerhofbibliothek benützt, worüber wir ihm, (da das Werk sich wieder in Wien befindet) so wie über die Benützung des einzigen auch wieder zurückkehrten Manuscripts der Geschichte Ibn Forats gerne unsern Beyfall bezeigen wollen.

(Der Beschluss folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 103.

Dienstag den 26. December.

1815.

Orientalische Literatur.

Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque Imperiale et autres bibliothèques, publiés par l'Institut Imperial de France; faisant suite aux notices et extraits lus au comité établi dans la cidevant Académie des inscriptions et belles lettres. Tome neuvième. A Paris de l'imprimerie Imperiale 1813 Quarto zwey Abtheilungen, die erste von 466 die zweyte von 270 Seiten.

(Beschluss.)

Hierauf folgt:

Notices de deux manuscrits arméniens de la bibliothèque Imperiale contenant l'histoire écrite par Mathieu Retz et extrait relatif à l'histoire de la première croisade par M. Cahen de Cirbied.

Hr. Cirbied, Professor der armenischen Sprache an der Bibliothek zu Paris, hat dieser von einem Mönche geschriebenen Geschichte bereits in seinem Werke (*Recherches curieuses sur l'histoire ancienne de l'Asie Paris 1806*) erwähnt, und liefert hier die auf Rath des Freyh. S. de Sacy unternommene Uebersetzung des die Geschichte der ersten Kreuzzüge enthaltenden Theiles. Derselben geht die Uebersetzung einiger anderer merkwürdigen Naturbegebenheiten und Erscheinungen als Kometen, Erdbeben, Hungersnoth, rother Schnee u. s. w. voraus. Die folgende gehört vermuthlich in die Geschichte der Aerolithen: *L'an 599 de l'ère arménienne il arriva un fait mémorable dans la province de Vaspouragan en Arménie. Pendant l'hiver dans une nuit obscure on aperçut un corps en feu qui se détacha du haut du ciel, et s'embrasant dans toute sa masse, tomba avec précipitation sur le lac de Van. L'eau devint alors couleur de sang et le feu s'éteignit dans les eaux; mais le fracas et la grande agitation poussèrent une portion des eaux sur la terre. On trouva le lendemain une quantité prodigieuse de poissons entassés comme des*
Zwölftes Heft.

amas de bois et une odeur fétide se faisoit sentir en ces lieux; on observa aussi que la terra étoit fendue en plusieurs endroits et laissoit voir des crevasses très profondes. Die Geschichte des ersten Kreuzzuges, welche den Zeitraum von 45 Jahren von 545 der armenischen Zeitrechnung (1096) bis 560 umfaßt, liefert zwar grade keine neuen Aufschlüsse über die Geschichte desselben, aber doch einige für den Geographen merkwürdige Ortsbestimmungen, welche in den theils vom Verfasser selbst, theils von Hrn. S. de S. hinzugesetzten Noten erläutert werden. Z. B. *Anavarse* oder *Anazarbase de Troade* vermuthlich Alexandria Troas. *Tellbascher* am Euphrat gelegen hiefs ehemahls *Telaved*. *Telhamdun*, armenisch *Ty*, soll in der Ebene von Anabarse und folglich nahe bey Trojas gelegen haben. *Nigissar*, das alte Nicephorium. Die Ebene von *Aulus* vermuthlich dieselbe, die heut *Utschkapuli*, d. i. von den drey Thoren heist in der Gegend von *Nigde*, *Harzenkev* ist Hossn Keif nah am Flusse Ersen, der sich in den Tiger ergießt. *Ablasta* heist heute bey den Armeniern *Albdan* und bey den Türken *Al-bostan*, und liegt an den Quellen des linken Armes des *Sisan*. *Raban*, eine Stadt zwischen *Keschim* und *Meraasch* gelegen. *Msis* ist das *Massissa* der Araber und *Mopsuestia* der Griechen. *Arevenfan* ist *Ravendan*. *Schenav*, ein fester Platz Nordost, drey Stunden von *Charan*. *Telkuran*, zwey Tagreisen von *Edessa* auf dem Berge *Karadscha*. *Tschulman*, arabisches Dorf Südost von *Edessa*. *Schiper*, vermuthlich *Schaeser*.

Die eigenen Namen sowohl der Franken als Araber sind im Armenischen gewöhnlich so verstümmelt, dafs man dieselben ohne Zurechtweisung des Uebersetzers Mühe haben würde zu erkennen. Doeh ist vielleicht *Aghousian*, der bey den europäischen Geschichtschreibern der Kreuzzüge *Axcianes* heist der wahre Namen und *Baghisan* bey *Abulfeda*, wie Hr. S. de Sacy in der Note bemerkt nur ein Schreibfehler für *Aghisian*. Der abgedruckte armenische

Text ist eine sehr nützliche Uebung für Liebhaber dieser Sprache.

La Capital des objets recherchés et le Chapitre des choses attendues, ou dictionnaire de l'idiome Balaibalan par Mr. Silvestre de Sacy.

Die erste Nachricht von dieser Sprache gab Hr. Rousseau, Generalconsul in Haleb in einem aus Bagdad im J. 1805 an Hrn. v. Hammer zu Konstantinopel, und diese dem Hrn. S. de Sacy durch mitgetheilten Brief. Er hatte nämlich in einer Privatbibliothek zu Bagdad dasselbe Wörterbuch gefunden, von welchem Hr. S. de S. hier Kenntniss gibt, und fragte ob diese mystische Sprache in Europa bekannt sey. Hr. S. de S. gibt hier aus einem Exemplar desselben Wörterbuchs, das die Pariserbibliothek besitzt, die verlangte Auskunft. Die ganze Sprache scheint nie eine bekannte sondern eine mystische von den Sofis nur zur Mittheilung ihrer geheimen Kenntnisse erfundene Sprache zu seyn. Dem Laute des Worte *Balaibalan* nach möchte man dieselbe vielleicht mit der *Balabandi* die Sprache der Mahratten oder mit der zu *Balambangen* auf den Philippinen gesprochenen Sprache für eine und dieselbe halten, allein diese Vermuthung verschwindet durch die Vergleichung der hier gegebenen Bruchstücke mit den von den Sprachen der Philippinen in Dalrymple's Oriental Repertory vol. I. mitgetheilten Proben. Die *Balaibalan* sollte dem Zwecke ihrer Erfinder nach eine heilige nur den Mysterien der Sofis geheiligte Sprache seyn, wie das alte *Send* die geheiligte Sprache der Parsenpriester war, und wie *Send* das Leben oder das Lebendige heisst, so heisst auch nach der vom Verf. des Wörterbuchs gegebenen Erklärung *Balaibalan* die Sprache des Lebendigmachenden, von *Bal* Sprache, und *Balan* der Lebendigmachende mit dem vorgesetzten Artikel *Jai*. In diesen Nahmen sind augenscheinlich die Nahmen der zwey ältesten miteinander verwandten heiligen Sprachen des Orients zusammengeschmolzen, nämlich die der Alten Persiens (*Send*) der Bedeutung nach in *Balan* und die des hinteren Indiens (*Pali* oder *Bali*). Die Idee der Erfinder war also eine künstliche Epoptensprache zu bilden, die den in den Mysterien der Sofis Eingeweihten das seyn sollte, was *Send* und *Pali* den Priestern der Parsen und Indier war. Aufser dem Leben des Nahmens aber scheint dieselbe nie ein anderes wirkliches im Munde der Sofis und nicht einmahl in ihren Büchern gehabt zu haben, denn aufser dem hier bekannt gemachten Wörterbuche, das sich durch einen glücklichen Zufall zugleich in Bagdad und Paris befindet, hat bisher in allen über die orientalische Literatur in Europa bekannt geworde-

nen Werken nirgends Etwas darüber verlautet. Zwar gibt der Verf. selbst den Titel eines in *Balaibalan* geschriebenen Buches an, aber vielleicht schrieb dasselbe kein Anderer als er selbst. Dafs die ganze Sprache ein willkührliches Machwerk einer Gesellschaft oder vielleicht gar nur eines Individuums sey, erhellt aus ihren Bestandtheilen, deren viele arabische und persische bekannte Wörter nicht ihren ursprünglichen, sondern in einer mit Gewalt verdrehten allegorischen Bedeutung gebraucht werden, so heisst z. B. das persische *Pir* der Greis in dieser Sprache *Spiegel* (der Greis ein Spiegel durch Erfahrung und Beyspiel); das arabische *Fan* nichtig heisst die Welt u. s. w.

Notice d'un manuscrit hebreu de la bibliotheque Imperiale contenant un fragment de la version hebraïque du livre de Calila et Dimna ou fables de Bidpai, le roman intitulé paraboles de Sendabad et divers autres traités par M. Silvestre de Sacy.

Hier findet man sehr merkwürdige bibliographische Aufschlüsse über die ältesten Uebersetzungen der sogenannten *fables de Bidpai*, über deren Ursprung Hr. v. Diez ein eigenes Werk herausgegeben, aber Alles was ihre erste Uebersetzung aus dem Indischen ins Altpersische, und dann aus dem Altpersischen ins Arabische, und aus diesem ins Neupersische so verwirret hat, dafs Hrn. S. de Sacy's Bemühungen, die Geschichte dieser verschiedenen orientalischen Uebersetzungen ins Reine zu bringen, und den indischen (von Hrn. v. Diez abgeläugneten) Ursprung dieser Apologen zu beweisen, den Dank aller Orientalisten und Bibliographen verdienen. Das Resultat dieser Bemühungen bleibt einer eigenen Abhandlung vorbehalten; hier ist nur die Frage von der ältesten hebräischen bisher gänzlich unbekanntem Uebersetzung dieses Weisheitsbuchs, nach welcher fast alle andere Uebersetzungen in occidentalischen Sprachen ausgegangen sind, und gelegentlich werden einige nicht unwichtige Verwechslungen berichtigt. Hr. S. zeigt zuerst, dafs diese hebräische Uebersetzung das Original ist, aus welchem Johannes von Capua seine lateinische verfertigte, der zu Ende des XIII. Jahrhunderts blühte, der hebräische Uebersetzer hiefs Joel. Durch einen für den Kenner hebräischer und arabischer Buchstaben leicht begreiflichen Schreibfehler machte Joel aus dem arabischen Nahmen *Dabischlim* und *Bidpai Dislem* und *Sendebai*, und so erscheint in der Uebersetzung Johannes von Capua Bidpai als Sendebai, ein Irrthum der zu der Verwechslung der Fabeln *Bidpais* mit den Parabeln *Sendabad's* oder *Sindbads* Anlaß gegeben. Diese die Geschichte von sieben Vesiren, eines jungen Men-

schen, und einer Königin enthaltend, sind ebenfalls ursprünglich aus dem Indischen übersetzt, und dann auch der arabischen tausend und einer Nacht einverleibt worden, in der sich schon ein anderer *Sindbai*, nämlich der Reisende befand. Die Geschichte dieser 7 Vesire, die sich in Chazotte's *nouveaux Contes arabes* übersetzt befindet, ist die türkische Geschichte der 40 Vesire nachgeahmt. Ein anderes nicht minder merkwürdiges Apologenwerk, das öfters mit den Fabeln *Bidpays* verwechselt worden, und das so wie diese Fabeln und wie die Parabeln *Sindbads* einen orientalischen Ursprung hat, ist der *Traetat der Thiere*, der verschiedenemahle übersetzt und gedruckt erschienen, der aber ursprünglich eine der 50 Abhandlungen ist, welche eine Gesellschaft von gelehrten Arabern zu Ende des vierten Jahrhunderts der Hedschira zu Basra unter dem Titel *Ressaili* (*Achwanessafu* Abhandlungen der reinen Brüder) herausgab. Das arabische Original ist zu Calcutta nun gedruckt erschienen, und die türkische Literatur hat in einer Nachahmung des Thiertractats unter dem Titel *Scherfol insan* oder der Adel des Menschen eines der ersten Meisterwerke ihrer Prose aufzuweisen, während das andere das *Humajunname*, mit dem sich Hr. v. Diez beschäftigte, eine ungemein zierliche Uebersetzung der Fabeln *Bidpays* ist. Es scheint, dafs aufser der lateinischen Uebersetzung Johannes von Capua des letzten Werks noch eine ältere unmittelbar aus dem Arabischen gemachte Uebersetzung in Spanien bestand, nach welcher die kastilianische auf Befehl des Infanten Alphons, Sohn des König Ferdinands verfertigt ward. Nach der lateinischen Uebersetzung aber Johannes von Capua wurden verfertigt die *spanische*, die zu Burgos im J. 1498 erschien, die *deutsche* vom Herzog Eberhard, Ulm 1483. Nach der spanischen die *italianische* von Agnolo Firenzuola, und von Doni, die erste unter dem Titel: *la prima viste dei discorsi degli animali*, der zweyte unter dem Titel *Filosofia morale*. Hr. S. de S. gibt eine Probe der hebräischen Uebersetzung im hebräischen Texte und französischer Uebersetzung. Wir sehen mit Interesse dem Resultate seiner weiteren Untersuchungen über die Geschichte der orientalischen Uebersetzungen dieser berühmten Apologensammlung der sogenannten Fabeln *Bidpays* entgegen.

Wir kommen nun zur zweyten Abtheilung des vor uns liegenden Werks, nämlich zu den Notizen und Auszügen aus occidentalischen Handschriften, deren nicht mehr als vier sind, nämlich:

1) *Notice d'un manuscrit de la bibliothèque Impériale contenant un recueil poésies de par divers auteurs et composés dans les XII. et XIII. siècles*, par M. J. B. B. de Roquefort.

2) *Notice d'un manuscrit de la bibliothèque Impériale contenant l'histoire de la vie et du martyre de S. Thomas de Cantorbery*, par M. J. J. Brial.

3) *Notice de deux manuscrits latins de la bibliothèque Impériale contenant les lettres de Jean de Salisbury*, par M. J. J. Brial.

4) *Notice de trois pièces satyriques imitées de la Nécyomantie de Lucien*, par Mr. Hase.

No. 1. enthält große Auszüge aus dem Parthenopex de Blois, wovon zwar schon Legrand in seinen *Fabliaux* einen Auszug gegeben, aber seinem Systeme getreu eine Menge merkwürdiger Details weggelassen hatte.

No. 2. ist eine Geschichte des Lebens und des Märtyrertodes des heil. Thomas von Cantorbery ganz verschieden geordnet von der, welche 1495 zu Paris, und von der die zu Brüssel im J. 1682 erschien. Der Verfasser war Roger oder Robert, ein Mönch von Croyland.

No. 3. gibt einige noch unherausgegebene Briefe Johanns von Salisbury.

Merkwürdiger als diese drey vorhergehenden Notizen, und für den Nichtorientalisten gewifs das merkwürdigste Stück des ganzen Bandes ist die von Hrn. Hase in Text und lateinischer Uebersetzung mit Noten und Glossarium herausgegebene *Nekyomantie* aus der letzten Zeit des bysantinischen Reichs.

Nach einer Einleitung über den Geist der Lucianischen Schriften, wo nun Hr. H., wie es die Note gesteht, Wielands Ideen benützte, und über die Nachahmungen seiner Werke, welche sich unter den Handschriften der Byssantiner vorfinden, wählt Hr. H. aus einem Dutzend solcher Nachahmungen, welche sich auf der königl. Bibliothek zu Paris befinden drey aus, denen Lucian's *Nekyomantie* zum Muster diente. Die erste im Cataloge unter dem Titel: *Historia visionis cujusdam ubi de poenis, quae improbos manent* überschrieben, ein Gemähde von Schilderungen aus Luzian und aus der Apokalypse, sehr barbarisch geschrieben. Die zweyte: *Dialogi mortuorum, ubi Mazari et illorum nonnulli, quibuscum in aula Constantinopolitana vixerat, colloquentes introducuntur*, eine Höllenreise Mazari's des Verfassers, der wider verschiedene Höflinge und Günstlinge des Kaisers Manuel Palaiologus seine Galle ergießt, ohne dabey die Schimpfwörter zu sparen, so heist einer der Zwischenredner *ὁ κλαυδιώτης ἐκείνος ὁ χοίρων σέπαις*. Hr. H. sagt: je n'ose decider si le dernier mot désigne un nom propre, un nom de dignité, ou simplement une injure. Das letzte; denn es ist das türkische *Subaschi*, das noch heut zu Tage von den Neugriechen auf dieselbe Art ausgesprochen und geschrieben wird, und ein Polizeyamt ist, so dafs *ὁ χοίρων σέπαις* der Schwein-

vogt heisst. Das dritte und merkwürdigste Stück ist endlich die Leidensgeschichte Timarion's, unter dem Titel *Τιμαριών ἢ περὶ τῶν κατ' αὐτὸν παθῶντων*. Timarion erzählt seinem Freunde Krydion, dafs er eine Reise nach Thessalonika gemacht, um dort die Feyer des Festes des heiligen Demetrius (28. October a. S.) beyzuwohnen. Er beschreibt die Feyerlichkeiten desselben, den öffentlichen Aufzug des Statthalters und seine herablassende Güte. Die Nacht darauf befällt ihn das Fieber, dessen ungeachtet er seine Reise nach Konstantinopel fortsetzt, aber als er ans Ufer des Hebrus gelangte, bemächtigen sich seiner Seele die beyden Todesengel, Oxybas und Nyktion (den Grabengeln der Mohammedaner Nekir und Monkir oder vielmehr den Folterengeln der Hetrusker nachgeahmt) und führen ihn in die Unterwelt. Er findet dort zuerst einen Greis bey einem Topf von Hülsenfrüchten, dessen Nahmen sich nicht errathen läfst, weiterhin den unglücklichen Kaiser Romanus Diogenes, der in die Gefangenschaft Alparslans fiel, und dann bey seiner Rückkehr vom Cäsar Joannes geblendet ward: endlich trifft er mit dem Sophisten Theodor von Smyrna zusammen, der es gegen die Versprechung eines Schweinbratens auf sich nimmt, seine Sache wider die zwey Todesengel vor dem Gerichte der Unterwelt zu vertreten, und diese des Unrechts zu überweisen, seine Seele zu frühzeitig dem Körper entnommen zu haben, indem sie dieselbe blofs aus dem Grunde entführten, weil er nach heftigem Abweichen alle Galle ausgeleert hatte, und nach den Aphorismen Hippokrats ein Mensch, der seine Galle als eine der zum Leben nothwendigen vier Grundfeuchtigkeiten ausgeleert, unmöglich mehr leben könne. Theodor von Smyrna erhebt die Anklage vor dem Gerichtshofe der Unterwelt, dessen Beysitzer Minos, Aiakus, Aeskulapius, Hippokrates, Erasistrates, Galenus und der Kaiser Theophilus sind. Der letzte wird besonders seiner Gerechtigkeit wegen gerühmt, welche Hr. H. verschiedener harter und selbst grausamer Urtheile willen, welche die Geschichte von ihm aufbehalten hat, nicht gelten lassen will. Allein wenn diese Strafen gleich hart und barbarisch seyn mochten, so läfst sich defshalben noch nicht seine Gerechtigkeit, welche freylich sehr strenge gewesen seyn mußte, in Zweifel ziehen. Der Gerichtshof und die Art wie die Partheyen ihre Sprache führen, ist eine augenscheinliche Nachahmung der attischen Reden, wobey einige der Zeitgenossen des Verfassers scharf durchgezogen werden. Der Gerichtshof erkennt die Todesengel der Voreiligkeit schuldig, und die Seele Timarions wird wieder in die Oberwelt zurückgefördert, wo sie wieder ihre Hülle belebt, und dann sogleich die Rück-

reise nach Constantinopel antritt. Ungeachtet der eben erwähnten Seitenhiebe auf einige Rhetoren, so scheint die ganze Satyre dennoch einzig und allein gegen die Aerzte gerichtet, indem sich alles um den hippokratischen Satz dreht, dafs der Mensch, wenn er die Galle ausgeleert, nicht mehr leben könne, und dieser Satz sowohl als die Vertheidiger desselben die beysitzenden Aerzte des Gerichts Aeskulap, Hippokrates und Galenus durchaus lächerlich gemacht werden. Aeskulap hat eine goldene durchsichtige Haube auf, aus der er zwar herauschaut selbst aber nicht gesehen werden kann; Hippokrates trägt eine Beduinenkaputze; der göttliche Galenus, den der Advokat mehr fürchtet als diese beyden, erscheint gar nicht, als sie um ihr Gutachten abgefragt werden, ob der Mensch, wenn eines der vier Elemente aus dem Körper verschwunden noch leben könne. Aeskulap und Hippokrates geben ebenfalls ein lächerliches Gutachten ab, dafs der Körper noch nicht zum Tode reif gewesen, weil der Patient noch nach Thessalonika reiten konnte, endlich erstatten die zwey Todesengel selbst folgenden Bericht: *Tota animae superficies summatim spectata colorata tubo videtur; qualis est quem deficientes in bello emittunt sanguine mistus sudor. Cumque particulatim exploraremus erant mero sanguine loci non nulli adhuc tincti spiritusque vitalis eflantes aliquid; erant etiam carnum quasi quaedam ramenta agglutinata, oruenta omnia atque viva.*

Diesem Selbstgeständnisse zufolge werden sie nun als schuldig anerkannt und ihrer Stelle entsetzt, und Timarion den Lebendigen zugesprochen: *Visum est divinisimo collegio maximorum medicorum Divoque Aesculapio, uti Nyctio atque Oxybas, quod circa leges mortuorum deliquerunt inde ordine deductorum moveantur; ubique Timario vitae redatur inque proprium corpus restituatur.*

Σ.

R o m a n.

Antigone Par M. P. S. Ballanche à Paris de l'Imprimerie de P. Didot l'aîné Imprimeur du Roi rue du Pont de Lodi No. 6. 1814. 226 S. 8.

Tiresias mit seiner Tochter Daphne am Hofe Priams gastfreundlich aufgenommen, erzählt auf dessen Ersuchen die Geschichte Antigone's, dieses erhabenen Musters ausharrender Stärke und Anhänglichkeit im Unglücke, angefangen, von der Verbannung ihres Vaters, dessen Elend sie als treue Gefährtinn theilte, bis zu dem Ende der Belagerung Thebens, wo sie ihrem Bruder Poly-

diert. Arzneykunde und Zergliederungskünste aber die schon lange zu Salerno ihren Sitz gehabt, sagt der Verf. seyen nun nach Norden nach Göttingen und Edinburg ausgewandert. Die Zahl der Studenten ist von 18000 auf 600 herabgesunken. Der Professor der Landwirthschaft hat 18 Joche Lands zu seinen Versuchen eigen. Reise auf der Brenta nach Venedig. Der Verf. bemerkt die schon von anderen Reisenden beobachtete Aehnlichkeit der Markuskirche und des Markusplatzes mit den Gebäuden orientalischer Hauptstädte. Petrarca's Villa zu Arquato wo sein Grab, das Schloß von Obizzi ein Muster alter Ritterschlösser. Besuch des *Lago di Garda*, (Bennacus) *Mincio* (Mincius) und des Vorgebirgs *Sirmio* mit den dieselben betreffenden classischen Stellen schildert. Der Verf. sucht Virgils Villa nicht zu Pietola das ihm zu nahe bey Mantua ist, sondern in größerer Entfernung davon. Beschreibung von Mantua, Cremona, Planutia, Trebia, Parma und Modena. Treue der örtlichen Beschreibungen der Classiker namentlich des Livius in der Ortsbeschreibung des Treffens von Trebia zwischen Hanibal und Sempronius; in der neuesten Kriegsgeschichte berühmt durch die von Suwarow den Franzosen gelieferte Schlacht. Von Piacentia nach Parma führt die Via Emilia. Zu Parma das Grab Alexander Farnese's. Gemälde Coreggio's. Modena berühmt in der Literaturgeschichte durch den Schutz der Este's durch Sadeletti, Muratori, Tiraboschi, und Tassoni's Eimerraub. Auf dem Wege von Piacenza nach Parma zwölf englische Meilen südwärts von Fiorenzuola (das alte Fidentiola wo Sylla den Carbo schlug) stand Velleja durch Bergsturz zu Ende des vierten Jahrhunderts verschüttet. I. J. 760 wurden hier verschiedene Ausgrabungen versucht aber wieder aufgegeben der Härte des Felzens wegen. Der Verf. glaubt, daß die Ausbeute an Schätzen klassischer Literatur hier reichhaltiger seyn werde als zu Herkulanum. Belogna reich an Pallästen und Akademien. Die öffentliche Bibliothek hat 150000 Bände, eine Sternwarte, chemische Werkstätte, ein Cabinet für die Natugeschichte und ein anders für chemische Versuche, gehören zum Instituto di Bologna, das dem Nahmen nach mit den Instituten von Paris und Amsterdam, der Sache nach mit der Royal Institution zu London und dem Joanneum zu Grätz übereinkömmt. Der Gründer dieser nützlichen Einrichtung war Graf Marsigli und einer ihrer größten Beförderer Pabst Clement XIV. Die Akademie der Wissenschaften stiftete Eustachio Manfredi. Zu Imola die Akademie der *Industriosi* und zu Forli die der *Filargyri*. Den von hier gebürtigen Abbate Pellegrino Gaudenzi

nennt der Verf. den italienischen Klopstock, wenn meint er nur der Wohllaut erlaubte zwey Nahmen so verschiedenen Lautes zusammenzustellen!!! — Zwey Meilen von Cesena hießt der Pisatello den man für den alten Rubikon hält, der Verf. sucht denselben im Fiumecino. Rimini die erste Stadt die Cäsar in Waffen wider das Vaterland antraf. Fano (Fanum Fortunae) die Via Flaminia wendet sich hier vom Meere gegen die Apeninnen und läuft längs den Ufern des Metaurus wo die berühmte Schlacht geschlagen ward, in der Hasdrubal Hannibals Bruder fiel. Noch heißt ein Berg Monte Asdrubale. Ancona von Syrakusern erbaut ehemahls berühmt durch seinen Venustempel wie Amathus, Askalon, Corinth, Gnidus, Paphos und Cythere. Trajans Triumphbogen aus frischem Marmor mit corinthischer Säulenordnung. Nächst demselben steht ein neuer von toscanischer Ordnung von Vansitelli, sehr schwerfällig in Vergleich mit dem vorigen. Loretto mit den bekannten Gegenden bey der santissima Casa. Der Verf. geht über die Apeninnen. Bevagna die alte Alvania vom Clitumnus bewässert. Die Beschreibung des Tempels des Flufsgottes aus dem jüngeren Plinius, der seine Erhaltung meistens dem Umstande dankt, daß er in eine christliche Capelle verwandelt worden. Spoleto, Terni (Interamna) Ruinen eines Amphiteaters, und der herrliche Wasserfall des Var (Caduta della Marmore). Mahlerische Ansicht desselben; Beschreibung der öden Campagna di Roma wodurch der Weg zur vorigen Hauptstadt der Welt führt.

Roms Ansicht von allen Betrachtungen begleitet, welche den Anblick ihrer vorigen Herrlichkeit einflößt, und die zu bekannt und zu lang sind um uns dabey hier aufzuhalten. Dann die einzelnen Theile des Forum Coliseum, die Berge Palatinus und Aventinus, die Bäder des Titus, Diokletian und Caracalla, Benedict XIV. errichtete in der Mitte des Coliseums ein Convict um hierdurch den Umfang desselben der Religion zu heiligen, und von weiteren Zerstörungen zu bewahren. Kein Monument von alter Baukunst erregt so große Begriffe von römischer Herrlichkeit als die Ruinen der Thermen als Bäder. Caracalla's Bad war 1840 Fufs lang und 1476 breit; an einem Ende die Tempel des Apollo und Aesculapius der schützenden Gottheiten des Ortes, an dem andern Ende die Tempel des Herkules und Bachus als der Schutzgötter der Familie der Antonine. Eine große Vorhalle mit vier Seitenhallen für kalte, warme, laue, und Dampfbäder, in der Mitte ein ungeheueres Viereck für Leibesübungen, wenn das Wetter ungünstig war; weiter eine große Halle mit 1600 Marmorsitzen zur Bequemlichkeit der Badenden, und an jedem Ende

dieser Halle Büchersäle. Dieses ungeheure Gebäude endete auf beyden Seiten mit einem von Säulengängen umgebenen Hofe mit einem Odeon und in der Mitte ein Schwimmbecken. Rund herum Alleen, die in die *Gymnasien* d. i. zu den Plätzen die Leibesübungen und zu dem *exedris* d. i. den Sitzen der geistigen Uebungen der Dichter und Philosophen führten. Der farnesische Stier und Herkules wurden aus den Ruinen dieses Bades ausgegraben, Die Berge Coelianus und Esquilinus; auf dem letzten die Bäder des Titus von minderm Umfang aber besser erhalten als die des Caracalla. Die bekannten prächtigen Gemälde dieser Bäder in einem phantastischen arabesken Style, den Vitruv verewigt, Raphael aber wieder nachahmte und in Schwung brachte. Zu diesen Bädern, welche eine unterirdische Stadt genannt zu werden verdienen, gehören die *sette sale* sieben Gewölbe von 100 Fufs lang 15 breit und 20 tief ursprünglich zu Wasserbehältnissen für die Bäder und des Coliseum bestimmt, die Berge Viminalis und Quirinalis auf deren letztern die Bäder Diokletians, ein Theil von denen nun in ein Carthäuser - Kloster verkehrt ist. Die Haupthalle ist nun die Kirche. Das Marsfeld mit seinen Gebäuden, das Mausoleum des Augustus, das Pantheon, Brücken, Circus, die Triumphsäulen Trajans und Antonins. Sieben Brücken führten ehemals über die Tiber zum vatikanischen Berg. Von den Ursachen des Verfalls der alten Gebäude die der Verf. sehr wahr und erschöpfend nicht blofs in dem von Pope angegebenen, sondern in einer Menge von anderen: wie in dem Mangel des Fonds zur Wiederherstellung, in dem Gebrauche der Materialien zu anderen Zwecken, im Drucke der Exarchen u. s. w. sucht. Eine Hauptursache des Verfalls der Tempeln findet der Verf. mit gutem Grunde darin, daß ihre Form weit weniger geeignet war in Kirchen verwandelt zu werden als die der Basilica. Die Tempel waren meistens länglichte enge, finstere Gebäude deren Pracht eigentlich in dem Aussenwerke der Hallen bestand, während bey den Basilicae die Seitengänge auf beyden Seiten für die Weiber, der mittlere grofse Raum für die Männer, der Halbkreis der Apsis für den Sitz des Bischofs und der Priester vollkommen angelegt zu seyn schien. Daher wurden so viele Basiliken als christliche Kirchen erhalten, während die Tempel ungebraucht in Schutt zerfielen. Zu der Vernachlässigung der Kirchen kam die Gleichgültigkeit der Magistrate und die Verachtung des Volks, welches von den öffentlichen Gebäuden die Baumaterialien zu seinen Häusern stahl, die Uebertragung des Sitzes der Päbste nach Avignon u.

s. w. und endlich zu Allein diesem *the silent stroke of mouldering time.*

Von den Ruinen des alten Roms geht der Verf. nun zu den Gebäuden des neuen über, unter denen er verdienterweise vorzüglich die Kirchen auszeichnet, von deren schönsten er die Grund- und Aufrisse beyfügt. Die ehemalige Bevölkerung von 180000 bis zweymahl hundert tausend Seelen, soll seit dem Einfalle der Franzosen um 20 — 30000 Mann vermindert worden szyn. Plätze, Obelisken, Fontainen, Gräber. Die Terasse von Augusts Mausoleum war lange Zeit ein Garten und ist nun ein Amphitheater für Stiergefechte. Mit dem Grabmahle Augusts weiteifert das Hadrians Moles Hadriani genannt, von dem aber Säulen, Marmorsteine u. s. w. ja sogar der Sarkophag weggeschleppt und zu anderen Gebäuden verwendet worden sind. Ein gleiches Schicksal hatte auch das *Septizonium Severi*, dieses pyramidenförmige Gebäude von sieben Stockwerken, dessen letzte drey Pabst Sixtus V. abtragen liefs. Palläste, der lateranische, quirinalische, vaticanische. Der quirinalische (Monte Cavallo genannt von den beyden Statuen nächst dem Obelisk zwey pferdhaltende Männer vorstellend) ist der Sommeraufenthalt des Pabstes. Der vaticanische das Werk der gröfsten italienischen Baumeister, mit den Meisterwerken der gröfsten Mahler, Michel Angelos in der Capella Sistina und Rafael's in den Camere di Raffaello ausgestattet. Vaticanische Bibliothek gegründet durch Nikolaus V. von Callistus III. mit vielen von der Eroberung Constantinopels herüber geretteten Schätzen vermehrt, von den Franzosen geplündert (und wieder zurückgegeben). Das Museum Pio Clementinum gestiftet von Clement XIV. und von Pius VI. erweitert. Gypsabgüfse des Apollo von Belvedere, des Laokon und Antonious statt der nach Paris geschleppten Originale. Die Säle de Thiere, der Statuen, der Büsten, und das Cabinet, der Saal der Museen, die Rotonde, die Gallerie der Gemälde, eben so viele Heiligthümer der bildenden Künste. Roms Kirchen mit den Planen der vornehmsten Dieses Hauptstück ist sehr sorgfältig ausgearbeitet, und vielleicht für englische Katholiken von dem gröfsten Interesse im ganzen Werke. Des Verf. Franzosenhafs, der bey jeder Gelegenheit durchscheint, wird nur zu sehr durch Thatsachen der Art gerechtfertigt, wie die bey S. Peters Beschreibung erzählte, daß nähmlich ein französischer Ausschufs durch Juden das Gold und Silber in der Kirche, und das Kupfer auferhalb des Domes bereits hatte schätzen lassen um durch Raub und Verkauf dasselbe den Geitz der Generale und die Nothdurft der Soldaten zu befriedigen. Der Verf.

der in der Beschreibung dieses ersten Domes der Christenheit sehr umständlich ist, schlägt statt der Umschrift: *In honorem Principis Apostolorum Paulus Borghesius Romanus* die passendere vor: *Deo optimo in honorem Principis Apostolorum ecclesia Catholica*. Auch bey den Heiligen meint er mit Recht, daß nur die Gründer und Fürsten der Kirche hier hätten zugelassen werden sollen, und nicht auch solche, deren Existenz sich bloß auf Legenden gründet wie St. Veronica und Longinus, während die Statue Helena's der Mutter Constantin's auch schicklicher bey der ihres Sohns in der Vorhalle als in der Kirche stünde. Vergleich S. Peters mit S. Paul zu Lodon S. Genoveva zu Paris, S. Sofia zu Constantinopel, alle drey weit unter der ersten. Pontifikalkirchendienst, Ceremonien der heiligen Woche; ursprüngliche Form der Kirchen (nicht die Kreuzform sondern die der Basiliken), Kirchenmusik. Der Verf. ist von den katholischen Kirchenliedern in den österreichischen Staaten besonders aber in Böhmen wo das Volk durch ein gutes musikalisches Gehör berühmt ist, erbaut. Am meisten aber ward er zu St. Stephan in Wien gerührt „wo die Stimmen von Tausend, welche in vollem Einklange den Hymnus *heilig heilig heilig* sangen, das Gemüth emporheben und das kalteste Herz mit Andacht entflammen.“

Die Villen um Rom; das Mausoleum von Cecilia Metella, die egerische Grotte, die alten Gärten Augusts, Sallusts und Lukulls. Der Cirkus mit *sieben* Reihen von Sitzen, 1602 Fufs lang 206 breit. Der kleine Tempel nahe bey S. Urban zweifelhaft ob er dem Gott Rediculus oder der Fortuna muliebris geweiht gewesen, dem ersten dankte Rom den Rückzug Hannibals, der zweyten den Coriolans. Die Villa Hadrians, die Villa Horazens zu Tibur (Tivoli). Der Tempel der Sibylla, und der Vesta am Rande des stürzenden Anio; das Fanum Vacunae heut S. Giovanni. Der Weg längs dem herdenreichen Lucretilis führt zu Fonte bello (vielleicht der bandusiche Quell). Die ganze Gegend entspricht vollkommen den Beschreibungswörtern, womit dieselbe Horaz in seinen Oden bezeichnet. Der albanische Berg und See; Tuskulum und Cicero's Villa. Arica sammt dem Hain und Tempel Dianens, der See von Nemi und Trajans Pallast, Antium, Ostia, Mündung der Tiber. Von dem berühmten Tempel Fortuna's zu Antium stehen nur noch unterirdische Grundfesten. Die Insel Astura war vormahls Ci-

cero's. Die Ruinen von der Villa des Pompejus. Reise nach Neapel; die pontinischen Moräste, Anxius, die Berge Cäcubus und Massikus, durch ihre Weine berühmt. Der Weinbau scheint aber bey den alten Römern auf einen weit höheren Grad der Vollkommenheit gebracht gewesen zu seyn, als bey den heutigen. Fondi eine Stadt der alten Volsker liegt an dem Fusse der Colles Formiani wo der Berg Cäcubus anfängt. Falernus ager der Strich Landes zwischen der See, dem B. Masicus und dem Flusse Volturnus. Der Verf. kommt spät zu Neapel an, überraschender Anblick der Bay am nächsten Morgen in dem reinsten Sonnenlichte, die Erinnerung daß Neapel Tasso's Geburts- und Virgils Grabstätte sey, daß hier eh' Cicero's Villa gestanden, begeistern den Verfasser. Oeffentliche Gebäude, Kirchen und Spitäler Neapels, Zustand der Literatur; die Kirche del parto von Sanna sarius besungen und gestiftet. Sein hier befindliches Grabmahl ist wie seine Gedichte mit heidnischen Göttern ausgeschmückt, die eben so wenig in ein christliches Gedicht passen, als die Nahmen von David und Judith, welche hier die Monche unter die Statuen Apollo's und Minerva's geschrieben haben. In einer Capelle der Kirche ist auf dem Michaelaltar der von dem Erzengel gestürzte Satan das Porträt einer schönen Frau in die sich Diomedes Caraffa der Bischoff von Ariano verliebt hatte, und deren Andenken er auf diese ungalante Weise verewigte. Der Verf. setzt zum Troste der Frauen hinzu, daß dieser ungalante Prälat nicht heilig gesprochen worden sey. Er ereifert sich dann mit Recht über den in England noch fortdauernden Gebrauch Todte in Kirchen beyzusetzen, was in protestantischen Kirchen noch weit ungesunder und gefährlicher als in katholischen, welche den ganzen Tag offen sind, und worin durch Weihwasser und Rauchwerk die Luft gereinigt wird. Die Türken, welche ihre Todten in schönen Cypressenhainen bestatten, seyen hierin vernünftiger als alle anderen Nationen. Die Spitäler sind zu Neapel für zahlreiche Kranke reichlich gestiftet. Die Kranken erhalten bey ihrem Austritte eine Summe Geldes sie für den Verlust von Zeit und Arbeit zu entschädigen. Die Conservatorien sind Schulen für arme Kinder beyderley Geschlechts, einige Arbeitshäuser andere Musikanstalten. Aus diesen gingen Paisielli Caffarelli und Pergolèse hervor.

(Der Beschluss folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 104.

Freitag den 29. December.

1815.

Reisebeschreibung.

Classical tour through Italy, an 1802 by the Rev. John Chetwode Eustace, second edition revised and enlarged; illustrated with a map of Italy plans of churches, index etc. Vol. A. London, printed for J. Mawman, 39, Ludgatestreet, 1814

(Beschluss.)

Neapel ist in Hinsicht der Musik für Italien was Italien für die Welt. Die Verschneidung der Kinder dauert trotz der bestehenden Verbothe noch immer fort. Die Brüderschaft *succurre miseris* beschäftigt sich blofs mit zum Tode verurtheilten Verbrechern, die sie zum Tod begleiten, für ihr anständiges Begräbnifs, und dann für ihre zurückgelassenen Familien sorgen. Die Anstalten des öffentlichen Unterrichts sind zahlreich. Vier öffentliche Bibliotheken, die Universität, sechs Collegien und eine sehr grofse Zahl von Conservatorien und Schulen. Grofse Meinung der italienischen Gelehrten von ihrer Literatur, die sie, wenn nicht über die französische, doch wenigstens derselben gleich setzen. Virgils Grab, die Grotte des Posilippo und del Cane, der See d'Agnano, Cicero's Akademie und die kumanische Villa. Ungeachtet der über die Grabstätte Virgils erhobenen Zweifel, hält der Vf doch dafür, dafs das Grab auf der heute gezeigten Stelle gestanden. Die Via Puteolana geht durch die Grotte desselben Namens (*Puzzuolana*). In der grotta del cane die spiracula Ditis. Ruinen des Serapistempel zu Puteoli. Von den zwey Villen Cicero's stand eine an dem Seeufer die andere auf der Anhöhe von wo man die Aussicht auf die phlegäischen Felder auf den Berg von Puteoli und Baja hat. Von Pozzuolo rudert man durch die Bay nach dem lukrinischen See. Baja liegt gegenüber des Hafens von Pozzuolo in der Entfernung von drey Meilen. Die Thermen Nero's. Seine Villa ein Gebäude, das sich

Zwölftes Heft.

drey eine halbe Meile in gerader Linie erstreckte. Mineralische Wässer, die zu dem Rufe dieser Küste beytrugen, die aber heute ohne alle Vorrichtung zur Bequemlichkeit der Badegäste der Erde entsprudeln. Nahe bey den Thermen Reste des berühmten Venus Tempels heute tempio und Camere di Venere genannt. Die ganze Küste war ihr heilig und wie Paphos und Cythere ein Lieblingsaufenthalt der Göttinn, die sich in den Trinkgelagen, den von Symphonien erschallenden Seen, und den hier gefeyerten Bachanalien gefiel. *Littus beatæ aureum Veneris! Baiæ superbæ blanda dona naturæ.* Nahe bey dem Tempel der Venus stehen zwey andere Gebäude, welche die Tempel der Diana und Merkurs heifsen. Unter dem kleinen Vorgebirge von Baulis sind die *Centa Camerelle* eine Zahl unter sich verbundener gegen die See offener Grotten, die vermuthlich zu frischen Wasserbehältnissen dienten, auf dem Hügel ist die *Piscina mirabilis* ein unterirdisches durch vier Reihen von Säulen getheiltes Gebäude, dessen Bestimmung und Erbauer gleich unbekannt sind. Vielleicht ein zu den Villen des Lukullus gehöriger Fischbehälter, vielleicht ein Theil der vom Nero angefangenen grofsen Piscina. Die Grotte der Sybilla nach der Beschreibung Virgils. Burg und Schlofs von Procida, die Inseln Vivara, Ischia, Nisida. Vom Vesuvius und seinen Ausbrüchen. Der Verf. bestieg denselben im J. 1802, und fand den Krater eine und eine halbe englische Meile im Umfang gegen 350 Fufs tief im Grunde mit einer gebrannten Erdrinde überzogen. Beschreibung der ungemein schönen Aussicht. Ausbruch von 1794. Beschreibung der aufgegrabenen Städte Herculaneum und Pompei. Der Verf. meint dafs wenn der Pallast Portici und das Dorf Resina den Nachgrabungen aufgeopfert würden, man durch eine reiche Ausbeute von Handschriften, wie Cicero's Abhandlung de gloria und seine Gespräche de Republica, der verlornen Briefe des Livius und des Tacitus (!) belohnt werden würde. Von dem aufgegrabenen Hausgeräthe sah der Verf. nichts, weil die Schränke alle leer, und die Al-

terthümer nach Palermo gerettet worden waren. Caserta's Pallast mit Bemerkungen über alle königl. Residenzen Europa's begleitet.

Den Schlufs des ersten Bandes macht die Erzählung des von dem Verfasser dem letzten Sprossen der Stuarts dem Cardinale York abgestatteten Besuchs, der sein Leben, und die Reihe der Stuarts in religiöser Würde und tugendhaften Ergebung beschlofs.

Der zweyte Band beginnt mit dem Ausfluge des Verf. nach Benevent. Die Gegend um Arpaja das alte Claudinum ist durch den Lauf der Zeit so verändert, dafs der enge Pafs der *Furcae Claudinae* kaum mehr zu erkennen ist. Paestum. Die Meinung, dafs diese Ruinen erst in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts entdeckt worden seyen, wird dahin berichtet, dafs dieselbe erst um diese Zeit der gelehrten europäischen Welt durch Reisende bekannt geworden, früher aber sowohl von den Fischern von Salerno als den Domhern von Capaccio oft besucht worden sind. Der Ursprung Pästums ist von den Phönicern abgeleitet und der alte Nahmen Postan als der Nahmen des phönicischen Neptuns erklärt werden. Dieser Nahmen dürfte auch vielleicht das persische *Bostan* seyn, welches *Garten* heifst, und mit den rosariis Paesti wohl übereinstimmt. Rückkehr nach Neapel. Persönlichkeit des Königs. Nichts als allbekannte Anecdoten. Beleuchtung zu Ehren des Hofes veranstaltet, bey der sich vorzüglich das grofse Gebäude der Karthäuserabtey St. Martin sehr schön ausnahm. Charakter der Lazzaroni, deren Freyheitssinn sich der Einführung der Inquisition zu Neapel mit Erfolg entgegengesetzt. Der Verf. vertheidigt dieselben wider die Beschuldigungen der meisten Reisenden als die arbeitsamste und getreuste Classe des Volkes, und glaubt, dafs dieselbe in Hinsicht von Ausschweifung nicht schuldiger sind als die niedrigsten Volksklassen nördlicher Hauptstädte (was wohl vorzüglich von London wahr seyn mag). Von Neapel geht die Rückreise nach Rom, und deren grofsen Gebäude, welche das meiste zur Verherrlichung der alten Stadt beytrugen, werden durchgenommen nähmlich: die Cloaken, Wasserleitungen, Heerstrassen, Hallen, Bäder, Tempel und Plätze. Die letzten waren entweder Marktplätze *Fora venalia*, oder Gerichtsplätze *Fora civilia*. Zu Gerichtshöfen dienten auch die Curiae und Basilicae, welche ihrer Form wegen weit häufiger in christliche Kirchen verwandelt wurden als die Tempel.

Der Verf. wünscht, dafs in Rom die Nahmen der alten Strassen und Thore wieder hergestellt werden, was ohne grofse Mühe geschehen könnte, und grofse Erinnerungen wecken würde. Das

Wort *piazza* leitet er nicht wie gewöhnlich aus dem deutschen Platz, sondern mit diesem aus dem lateinischen platea her. Die sieben Berge des alten Roms behalten noch heut ihre ursprünglichen Nahmen, den quirinalischen ausgenommen der *Monte del Cavallo* heifst. Kurze Geschichte der alt- und neurömischen Baukunst. Erste Epoche. Von Gründung Roms bis Zerstörung der Stadt durch die Gallier. Zweytens von der Wiederherstellung derselben bis zum Sturze der Republik. Zu Ende dieser Epoche rifs asiatischer Geschmack und Luxus ein. Die vierte lange Epoche des Verfalls begann mit Konstantin und dauerte bis zur Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften mit der den dieselben beschützenden Päbsten. Die Betrachtung der alten Kunstwerke und das Studium Vitruvs weckten den ersten Funken wiederauflebender Kunst. *Bramante* und *Sangallo* begannen das Werk der Reform. *Peruzzi* und *Raffaello* verfolgten dieselbe Bahn. *Palladio* wandte die Grundsätze Vitruv's auf neue Gebäude an. *M. Angelo's* Genius entfernte sich von den Mustern der Alten und führte Neuerungen ein, die durch die Nachahmung seiner Nachfolger bald zu Fehlern wurden. *Borromini* endlich verderbte gänzlich die Reinheit des Styls und Geschmackes durch überfüllte Zierathen, Vermischung der Säulenordnungen, Einführung der Zwischengeschosse (*mezzanini*). Vervielfältigung von Säulen und Pilastern in den Winkeln der Gebäude. Die römische Regierung unter den Päbsten bis unter den Gewalten der französischen Republik. Der Verf. redet, wie sich das erwarten läfst, nicht dem Mißbrauche der geistlichen Gewalt, sondern den verständigen Anstalten ihrer inneren Regierung das Wort, und stellt den Raubergeist der französischen Verwaltung in seinem vollen Lichte dar.

Abreise von Rom. Charakter der alten und neuen Römer. Indem sich der Vf. nach Parallelen römischer Gröfse in unsrer Zeit umsieht, gesteht er den Franzosen die sich unter Consuln und unter dem Imperator Römer dünkten den Erfindungsgeist und den Leichtsinne der Griechen zu, und bemerkt, dafs die römischen Päbste manchemahl mit dem festen Sinne römischer Consuln in die Wette geeifert, dafs Venedig nicht selten die Weisheit des Senats bewiesen, und England dank dem männlichen Geiste seiner freyen Verfassung die Vaterlandsliebe und die Unerschrockenheit des römischen Volks an den Tag gelegt habe. — Wasserleitungen, Brücken und Heerstrassen von den Gränzen Persiens bis an die Oreaden, vom Tanais bis zum Nile verkündigen noch heut durch ihre Ruinen die Gröfse römischer Herrschaft. — Der Charakter der Völker ändert sich mit dem Geiste der Staatsverfassungen und Regierungen, Da-

her der niedere Grad, wohin die heutigen Römer gesunken. Doch ragen auch hier Spuren voriger Größe hervor, wie Säulen aus Schutthaufen. Die Sprache, die Betrachtung der großen Denkmahle erfüllt frühe das junge Gemüth des Römers mit Ideen vaterländischer Tugend und Herrlichkeit. Gänzlicher Mangel an Muth sagt der Verf., ist weder den Römern noch irgend einem Volke mit Grund vorzuwerfen, Muth sey dem Menschen im Ganzen inwohnend, aber die Entfaltung desselben ist das Resultat von Berechnung. Ein wohl beherrschtes Volk wird seine Freyheit und seine Verfassung mit seinem Leben vertheidigen, eine schlechte Regierung wird keine Vertheidiger finden. Eine andere Ursache der Ausartung des römischen Charakters findet der Verf. in dem ungeheueren Gemische von Fremden, welche die Hauptstadt der Welt seit so viel Jahrhunderten überschwemmt haben, so daß sich schon Cicero über die Verderbnis der Reinheit der lateinischen Sprache durch den Einfluß der Fremden beklagte. Die heutigen Römer sind die Abkömmlinge der alten Weltbeherrscher, die freylich denen aus der Zeit Augusts so wenig gleich sehen, als diese denen aus der Zeit von Romulus.

Der Verf. ging von Rom nach Toskana, und indem er die Grenzen des alten Hetruriens betritt, drängen sich die hehren Erinnerungen an diesen durch alte Religion und römische Großthaten geheiligten Boden hervor. Zu Assisi versäumt er nur um ein Paar Tage das Portiunculafest, das jährlich mehr als zehntausend Personen herbezieht. Der Ablass hat seinen Nahmen von der hiesigen Kapelle, die als kleinerer Theil, der gröfseren Kirche angebaut ward. — Der See Thrasimenus. Das Andenken der großen Schlacht, wo 15000 Römer und ein Consul bluteten, ist noch, nicht nur in dem Nahmen des kleinen Flüschen Sanguinetto, sondern auch in dem Munde der Landesbewohner vollkommen erhalten. Die Bauern der Gegend betrachten dieses Flüschen mit einer Art von Schauer, die sich überall mit den Erzählungen blutiger Thaten forterbt. So hören die Bewohner des Feldes von Marathen den Klang zusammenschlagender Schilder, und den Anmarsch der Heere, zu Neerwinden stört luftiges Getöse den Schlaf der Bewohner, und zu Tewkeisbury, wo die größte Zahl der Anhänger der Familie Lancaster ermordet wurden, wird die Einfriedigung noch das *blutige Feld*, wie der Bach am Thrasimenus der blutige Bach genannt. — Florenz. Geschichte der Stadt, Kirchen, Gräber, Palläste der Kirche von St. Crou merkwürdig als Grabstätte mehrerer großer Schriftsteller und Künstler wie: M. Angelo, Aretino, Galileo, Guccicardini und Machiavelli. Von Bocaccio will der Verf. gar

nichts wissen, es liegt wenig daran sagt er, zu wissen, wo die unreinen Ueberbleibsel eines ausgelassenen Schriftstellers ihrem verwandten Staube vermischt sind. Die Gallerie sah der Verf. ihrer schönsten Zierrathen nähmlich der mediceischen Venus, des Hermes, des Ringers beraubt. Die Halle wo die Venus stand, war ein ihr würdiger Tempel, der an Reichthum der Kunstwerke vielleicht die von Paphos und Cythere übertrifft.

In den Ausflügen um Florenz werden die Villen des Großherzogs *Fiesole* und *Vallombrosa* beschrieben. Beyde ihrer herrlichen Lage wegen von den Mediceern mit Abteyen versehen und von Milton gepriesen. Vallombrosa's schöne Wildniss soll dem englischen Epiker das Ideal seines Paradieses geliefert haben, das seitdem das Vorbild englischer Parke und Gärten geworden; indessen findet der Verf. das erste Gesetz neuerer Gartenkunst schon bey Tasso in der Beschreibung der Gärten Armida's in der Zeile: *L'Arte che tutto fa, nullo se scopre XVI. 9.* Weiterer Ausflug nach dem berühmten Kloster *Camaldoli*, der ersten aller Karthausen, welche dem strengen Orden der Camaldulenser den Nahmen gegeben. Die schönste Lage und die herrlichste Aussicht entschädigen hier wie zu *Monte Cassino* und *Montserrat* die Mönche für die strengen Entbehnungen der Regel. Wie *Camaldoli* die erste Karthause, so ist das 14 italiänische Meilen davon entfernte *Lavernia*, das zweyte Franziskanerkloster der christlichen Welt. Das erste ist *Assisium*, wo der heil. Franziskus wie zu *Camaldoli* der heil. Romuald den Grund seines Ordens legte. Pichamala ist ein brennender Felsen, der sich in Mitte der Apeninnen auf dem Wege nach Bologna ungefähr 40 Meilen von Florenz erhebt. Die Naturforscher sind noch nicht über die Ursache dieser immerfort währenden Flamme einig, ob sie vulkanisch electricisch oder phosphorisch sey. Erdbeben und Schwefelgruben machen das erste wahrscheinlich, aber der gar nicht erhitzte Boden widerspricht dieser Meinung. Wissenschaftliche Anstalten in Florenz. Das Museum der Naturgeschichte vom Großherzog Leopold gestiftet, eine der vollständigsten Sammlungen dieser Art, doch steht die mineralogische Sammlung dem Reichthum des Mineralienabinet zu Wien weit nach. Das Cabinet der anatomischen Vorrichtungen vom Ritter Fontana, ist bekanntlich das erste in Europa.

Ueber die alte etruskische Sprache verbreitet sich der Verf. weitläufig nach Lanzi. Lucca eine der ältesten Städte Italiens. Pisa's Geschichte, Bäder, Kirchen, Häven alda. Die Kirche Santa Maria della Spina ist in dem Style altgothischer Baukunst, den die Italiäner *Gothico Moresco* nen-

nen, während ihnen die neuere *Gotico tedesco* heifst; den ersten brachten in dem XI. Jahrhunderte zweifelsohne die Bürger der handelnden italiänischen Republiken aus Syrien und Aegypten in ihr Vaterland. Beschreibung des berühmten schiefen Thurms an der Cathedralkirche. Pisa ist seit Cosmas I. der Sitz toskanischer Bildung und Erziehung, wie Livorno der Mittelpunct des florentischen Handels. *Porto di Venere*, vormahls *Portus Veneris*, und *Porto fino*, vormahls *Delphini portus*. Der Haven von Genua. Kirchen und Paläste dieser Stadt. Der Verf. hält dem Charakter der heutigen Genueser wider die alten Anschuldigungen von List und Trug „*dum fallere fata sinebant*“, eine Schutzrede. Er ging durch die *Bochetta* über *Novi*, *Alexandria*, *Marengo*, die er wie kein Reisender vorbegehen kann, ohne Bemerkungen über die Kriegsgeschichte unsrer Tage, wodurch diese Plätze in Aller Mund gekommen. Vier Meilen von Pavia erhebt sich die Abtey *Chiavalla*, wie die Abtey *Vallombrosa* in der Nähe von Florenz, gestiftet im J. 1400 von Galeas Visconti, der hier begraben liegt. Mailand, eine der wenigen italiänischen Städte, welche erhaben über der Zerstörung der Zeit des Kriegs und der Staatsumwälzungen ihren alten Ruhm bis in die neueste Zeit herüber gerettet. Von der österreichischen Regierung sagt der Verf. „Ich habe schon Irgendwo anders bemerkt, dafs unter der milden und wohlwollenden österreichischen Regierung die Länder eines schönen Antheils von Gemächlichkeit und Wohlstandes geniefsen. Diese Bemerkung ist vorzüglich auf das Mailändische anwendbar, dessen natürliche Fruchtbarkeit, wenn die Landbebauer nicht durch despotische Mafsregeln und partheyische Besteuerung darnieder gehalten sind, alle Bequemlichkeiten des Lebens, und Reitz und Lohn des Kunstfleifses im Ueberflufs hervorbringt. Daher entfaltete sich hier unter dem österreichischen Scepter wie in den Niederlanden eine Summe von Bevölkerung, Reichthum und Glückseligkeit, wie man sie selten in freyen Ländern antrifft, und die das Auge und das Gemüth des menschenfreundlichen Reisenden gleich entzückt.“ Beschreibung der berühmten Cathedralkirche die in der Länge nur der vatikanischen nachsteht, in der Breite aber die Cathedralkirchen von Florenz und St. Paul in London übertrifft. Sie ist im Style *gotico tedesco* voll neuer Zierrathen und Schnörkeln gebaut. An Kostbarkeit des Baumaterials (durchaus von dem weifsesten schönsten Marmor) übertrifft sie alle übrigen Kirchen. Der gothische Styl bringt auf den Italiäner gerade die entgegengesetzte Wirkung als auf den Nordländer hervor; dieser verkündet damit nur religiöse Ideen, während jener in der gothischen Baukunst nichts als

eine Erfindung nordischer Barbaren, einen Verein von Mistönen und Mißverhältnissen erblickt. Dieses Urtheil aber erwächst ganz aus ländlichen Vorurtheilen, denn diese sogenannte gothische Baukunst ist doch ursprünglich nicht aus dem unwölkten Norden, sondern aus dem immer heitern Oriente nach Italien eingewandert. Der Verf. will sich in die Frage des Ursprungs der gothischen Baukunst, als einen sehr unklassischen in eine klassische Reise gar nicht gehörigen Gegenstand nicht einlassen, führt aber doch eine sehr wohl hieher passende Stelle des Cassiodorus an, die uns wirklich keinen Zweifel überläfst, dafs in dieser Beschreibung der sogenannte gothische eigentliche saracenische Styl gemeint sey. Da diese Stelle, die nun sowohl in England als in Frankreich laut zur Sprache gekommene wahrscheinlichste Meinung, dafs die gothische Baukunst morgenländischen Ursprungs sey, vollkommen bestätigt, so setzen wir dieselbe ganz hieher. *Quid dicimus columnarum junicam proceritatem? moles illas sublimissimas fabricarum, quasi quibusdam erectis hastilibus contineri et substantiae qualitate concavis canalibus excavatas, ut magis ipsas aestimes fuisse transfusas, alias caeris judices factum, quod metallis durissimis videas expolitum.* VII. *Sar. form.* 15. Besuch der Seen *Lago di Como*, (*Larius*) *Lugano* (*Ceresius*) *Maggiore* (*Verbanus*). Beschreibung der aussetzenden Quelle an der *Villa Pliniana* vom älteren und jüngeren *Plinius* beschrieben. Als Naturerscheinung minder merkwürdig als die Quelle zu *Settle* in *Yorkshire* die alle Viertelstunde ebbt und fluthet, und vielleicht auch als die nur alle 24 Stunden mit Getöse fließende Quelle am *Traunsee*. Diese Seen samt dem *di garda* (*Benacus*) sind für Italien was die Seen von *Westmoreland* und *Cumberland* für England, doch hat kein englischer Dichter ihre Schönheiten besungen. Glücklicher war der schottische *Loch Katrine* dessen unpoetischen Namen *Walter Scott* durch die *Lady of the Lake* verewigte. *Turin*. Gebäude, wissenschaftliche Anstalten, Einführung französischer Sitten, Kleidung und Sprache. Der Verfasser ereifert sich mit Recht wider die durch solche Einschwärtzung hervorgebrachte Entmannung des vaterländischen Geistes, und verbreitet sich darüber noch ausführlicher in der zu Ende der Reisebeschreibung angehängten Abhandlung über die Geographie, das Klima, die Sprache, Literatur, Religion, Sitten und Charakter der Italiäner; ein Seitenstück zu der als Einleitung dem Werke vorangeschickten Abhandlung über die einem in Italien Reisenden nöthigsten Vorkenntnisse. Um den echt englischen Geist, welcher in dieser Abhandlung sowohl als in dem ganzen Werk waltet, zu bezeichnen ist der folgen-

de Schluß einer Note genug, welche bey Gelegenheit der tiefen Verachtung, welche Alfieri für die französische Sprache hatte, vorzüglich an den deutschen Adel gerichtet ist: *Happy would it have been for Spain, Germany Austria, and Prussia, if their nobles had imitated the high minded Alfieri. In truth to the inhabitants of these devoted Countries, French is become a cup of. Circe, he who imbibes it, forgets his God, his country, his very nature, and becomes Epicuri de gregeporcus.*

Sprachenkunde.

Theoretisch-praktisches Lesebuch der französischen Sprache. Nach einer neuen Methode, und mit vorzüglicher Hinsicht auf die Abweichungen jener (dieser) Sprache von der Deutschen. Zum Gebrauche des (bey dem) öffentlichen und Privatunterrichts (.) von Joh. Bap. (Bapt.) *Grofs*, ehemahls Professor in Frankreich, und nun ordentlichen (m) Lehrer der französischen Sprache und Literatur an der k. k. Theresianischen Ritterakademie. Wien, 1816. Bey dem Verf. und bey Anton Doll. VIII und 251 S. 8.

Angehängt ist:

Praktischer Theil, oder Leseübungen, und deutsche Aufgaben in Gesprächen zum Uebersetzen ins Französische, Bearbeitet von D. B. Grofs und D. P. Silbert. Wien, 1816. 130 S.

Die vorliegende Grammatik zeichnet sich vor andern sogenannten praktischen, deren wir seit *Meidinger* keine kleine Anzahl besitzen, vorzüglich dadurch aus, daß die Regeln, mit Weglassung alles Ueberflüssigen, kurz und faßlich entwickelt, und durch eine Menge passender Beispiele und Aufgaben erläutert sind, wobey der Schüler immer auf den Unterschied und die Abweichung der französischen und der deutschen Sprache aufmerksam gemacht wird. Unfranzösische Wortfügungen und Redensarten, die man so häufig in andern von Deutschen verfaßten Sprachlehren antrifft, sind uns nicht aufgefallen. Im Gegentheile beweisen die nicht sparsam eingeschalteten feinen Sprachbemerkungen, daß der Verf. der französischen Sprache vollkommen mächtig ist. Wir glauben daher, daß Lehrer sich dieser Grammatik mit Nutzen bey dem ersten Unterrichte bedienen werden. Kleine Unrichtigkeiten, deren wir einige anführen wollen, können bey einer nochmaligen aufmerksamen Durchsicht zum Behuf einer neuen Auflage, leicht verbessert werden.

S. 72. Der Unterschied zwischen *vieil homme* und *vieux homme* ist nicht deutlich angegeben. *Le vieil homme*, gleichbedeutend mit *le viel Adam*, ist nur in der mystischen Sprache gebräuchlich; z. B. *dépouiller le vieil homme*. — S. 81 wäre eine Anmerkung über den Gebrauch der Superlative *richissime*, *grandissime* u. s. w., die man bisweilen in der vertraulichen Sprechart hört, nicht überflüssig gewesen. — S. 91. Im Würfelspiel heißt der Pasch *alle vier* nicht *quaterne* sondern *carmes*; ersteres ist nur im Lotteriespiele gebräuchlich. — S. 100. Da der Verf. oft vor fehlerhaften Ausdrücken warnt, so hätte er bey No. 7 das *donne moi-zen* für *donne-m'en* und ähnlicher, unrichtiger Zusammensetzungen erwähnen können. — S. 101. Die Regel über den Gebrauch von *soi*, *soi-même* und *lui*, *lui-même* hätte umständlicher und deutlicher entwickelt werden sollen, um so mehr, da die Sprachlehrer hierüber noch nicht einverstanden sind. Wir bringen dem Verf. in Erinnerung was *Roubaud* in seinen synonymes über diesen Gegenstand sagt. — S. 138. Daß selbst gebildete Franzosen oft unrichtig *je m'en vais* für *je vais* gebrauchen, hätte nicht unbemerkt bleiben dürfen; z. B. *je m'en vais vous dire*. Auch hätte S. 148 erinnert werden sollen, daß im futur und futur condit. einiger Zeitwörter, z. B. in *je courrai* die beyden *rr* ausgesprochen werden müssen. — S. 226. Unter den Nebenwörtern des Bejahens ist *si* vergessen, welches, dem *non* entgegengesetzt, im style familier sehr gebräuchlich ist: *vous dites que non, et je dis que si*.

Wie schon aus dem Titel zu erwarten war, stößt man hin und wieder auf Unrichtigkeiten im Deutschen Ausdruck; z. B. *ich blase Flöte*; *es kommt mich auf zwey Gulden*; *unser gute Kaiser*.

Mit den über die Aussprache gegebenen Regeln sind wir am wenigsten zufrieden; hier wäre viel zu berichtigen. Wir rathen dem Verf. dieses ganze Capitel umzuarbeiten. Denn obwohl es eine ausgemachte Sage ist, daß die gute Aussprache nur durch mündlichen Unterricht erlernt werden kann, so bleibt es dennoch unerläßliche Pflicht des Sprachlehrers, die Pronunciation der einen durch die Laute der andern Sprache *approximativ* darzustellen; wo soll sonst der Anfänger, wenn ihm der Mund des Lehrers fehlt, in zweifelhaften Fällen sich Rathes erhohlen?

Eine Uebersicht des Inhalts sollte, zur Erleichterung des Nachschlagens, in einer Sprachlehre, zumahl für Anfänger, nicht fehlen.

Der Verf. verspricht ein besonderes Werk über die Prosodie, die Synonymik, den Stil und ähnliche Gegenstände, welche zum Gebiete der höhern Ausbildung in der Sprache gehören, nachzuliefern.

Schöne Wissenschaften.

Erzählungen, Dichtungen, Fastnachtsspiele und Schwänke des Mittelalters, herausgegeben von Dr. Johann Gustav Büsching. Ersten Bandes zweytes Heft. Im Auftrage bey J. F. Korn dem ältern in Breslau 1814. 8. von Seite 241. bis 518.

Das erste Heft dieser Zeitschrift wurde bereits im vorigen Jahrgange dieser Lit. Zeit. (N. 17 S. 269) mit gebührender Anerkennung ihres Werthes und der Verdienste ihres Herausgebers um dieselbe, angezeigt. Dieses zweyte Heft, welchem, wie wir hören, bereits das dritte folgte, ist nicht minder durch vorzügliche Beyträge als das erste ausgestattet; es schließt den ersten Band dieses gewiß jedem Verehrer deutscher Literatur angenehmen Werks. Wir wollen den Leser in Kürze von dessen Inhalt in Kenntniß setzen: den Anfang des Heftes macht wie jenen des ersten eine von Freyherrn von Fouqué, aus Percy's Rel. of. anc. Engl. Poetry übersetzte Ballade; *Robin Hood und Guy von Gisborn*: Wildschützen-Abentheuer, im bekannten Tone jener Balladen, sehr interessant, und glücklich übersetzt, ohne der Einfalt des Originals zu nahe zu treten. — *Altitalisches Märchen*, vom Herausgeber aus den *Nächten des Straparola* übersetzt: *Skarpasiko* von drey Dieben einmahl betrogen, betrügt sie drey-mahl, das letztemahl zu ihrem gänzlichen Verderben. Der Hr. Herausgeber fügt in einer Anmerkung die Aufzählung ähnlicher Geschichten bey, und führt sogar den Ursprung seiner hier übertragenen Erzählung ihrem ersten Theile nach bis zu den indischen Fabeln des *Bidpai* hinauf; wir glauben aber nicht daß dieß Märchen, welches von vielen andern ähnliche Art — wenn wir hier auch nur an den *Calandrino* des Bokaz denken wollen — so sehr übertroffen wird, eine mühsame Untersuchung seiner Quellen verdiene. — *Sivard und Brynild*, Ballade, von F. H. v. d. Hagen aus dem alt dänischen *Elskovsviser*, dessen einziges noch übriges Exemplar *Nyerup* während der letzten Belagerung *Kopenhagens* rettete, übersetzt (hier aus dem nicht erschienenen 8ten Stücke der Zeitschrift *Pantheon* abgedruckt). Wie der Uebersetzer selbst in der Anmerkung sagt, ist diese Ballade aus einer Vermischung der nordischen und deutschen Nibelungen-Sage entstanden. Es ist dieselbe allerdings ein merkwürdiger Beytrag zu dem reichen Besitzthum, das uns bereits in Hinsicht jenes Dichtungskreises geworden ist. — *Die Edda-Lieder von den Nibelungen*, eine reich commentirte Uebersetzung dieser nordischen Gesänge. Ein höchst merkwürdiger Bey-

trag, den die Leser dem Fleisse und der Gelehrsamkeit von d. Hagen's verdanken. Er bemerkt es sey von ihm bereits in der Einleitung zu diesen von ihm vor zwey Jahren in der Ursprache herausgegebenen Liedern dargethan, daß der letzten Gestalt unsern Nibelungen-Liedes der Durchgang durch die nordische Sage und ein Ansatz derselben anzusehen sey.

„Die riesenhafte nordische Kristallisation dieser Sage (fährt er fort), welche nach allen Seiten weit über die Gränzen unserer alten Darstellung hinaus reicht, erscheint uns freylich erst vollständig, wenn wir die Edda-Lieder durch die übrigen dazu gehörigen Denkmahle, als, die alten Stamm-bäume, die jüngere Edda, Volsunga-, Ragnar Lordbroks- und Nornagests-Saga, ergänzen, und selbst die zunächst aus dem Deutschen übertragene Wilkina- und Niflunga-Jarl Magiers-Saga so wie die Altdänischen Kämpeviser, wegen ihrer sichtbar Nordischen Bestandtheile, vergleichen: aber diese Edda-Lieder, welche jenen zum Theil zum Grunde liegen und darin wiederholt, oder so verarbeitet sind, daß man (z. B. hie und da in der Volsunga-Saga) noch die einzelnen Glieder von ihnen erkennt, sind doch das älteste, vermuthlich schon vor dem 9ten Jahrhundert vorhandene, und auch an sich, durch innern Gehalt und Beziehung, das bedeutendste jener uns aller so wichtigen Nordischen Denkmahle.“

„Wie diese große Heldenfabel die einzige ist, welche sich in einer solchen Reihe von Liedern, als ein zweyter, heroischer Theil, an die mythologischen anschließt, so ist auch keine andere so tief in die Nordische Mythologie eingewachsen, als sie. Nicht nur stammen ihre Helden von den Göttern ab, sondern diese greifen auch durch Erscheinungen und Thaten in sie ein, und das Ganze trägt eine höhere mythische Bedeutung. Daher sind auch aus keiner Heldenfabel so viel bedeutsame Ausdrücke (z. B. für König, Held, Hort) und wirkliche Anspielungen in die ganze nordische Poesie übergegangen.“

„So merkwürdig der Inhalt, ist auch die Gestalt dieser Lieder. Sie fügen sich rhapsodisch an einander und sind vermuthlich von verschiedenen Verfassern. Ungeachtet der großen Gleichartigkeit unter sich, welche sie mit aller epischen Volkspoesie gemein haben, ist doch schon eine gewisse Verschiedenheit der Darstellung bemerklich, z. B. in den hinteren, auch zum Theil in längeren Versen gedichteten Liedern von Gudrun u. Atli (S. 76. meiner Ausg.)“

„Sodann findet sich auch, daß einige Lieder über denselben Inhalt gehen, meist zwar sich fortsetzend und ergänzend, auch wohl ausdrücklich auf einander beziehend, dabey aber manches, im Auszuge, ja stellenweise fast wörtlich

wiederholend, und sich selbstständig abzuschließen strebend. So setzt das zweyte Lied von Helgi dem Hundingstödter (S. 20.) das erste (S. 13.) fort, wiederholt aber vieles, mit andern Worten und Umständen, aus diesem, auf welches es sich auch zweymahl (S. 22. 23.) beruft, und auch zwey ganze Strophen davon (S. 24. vgl. S. 18) aufnimmt. Von Sigurds Tode scheinen zwey verschiedene Lieder vorhanden gewesen: ein längeres, von welchem nur noch, wegen der bekannten Lücke in der Handschrift, die in Sigurds und Brynhilds Gespräch abbricht, vier Strophen in der Volsunga-Saga (Kap. 36. 38. 39.) übrig sind, zu welchem aber das Bruchstück eben dieses Inhaltes (S. 48. 50.) nicht zu gehören scheint; und ein kürzeres, welches sich selber (S. 54.) also nennt, und zum Theil dasselbe mit jenem Bruchstücke, nur etwas anders, erzählt: dabey hebt es Sigurds Ankunft bey den Niflungen an, so das dadurch jene Lücke beynahe ganz ausgefüllt wird. Ferner sind zwey solche Lieder da von Atli's Verrath an den Niflungen und seinem Tode, ein kürzeres (S. 76.), das am Ende auf das folgende längere (S. 81.) verweist, welches dasselbe ausführlich erzählt. Endlich setzen die beyden Lieder von Gudrun's Rache an Jormunrek und dem Fall ihrer Söhne, (S. 92. 95.) sich zwar fort, aber das letzte leitet wieder mit dem Inhalte des vorhergehenden ein, und wiederholt zwey ganze Strophen daraus (S. 95—96, aus S. 93).“

Mit ausführlicher Gründlichkeit verbreitet sich v. d. Hagen auf diese Weise über die ganze Sammlung, und gibt dadurch Aufklärungen der wichtigsten Art über die Natur dieser Lieder, ihren innern Zusammenhang, ihre Stellung zum ganzen grossen Fabelkreise, welchem sie angehören. Unser vaterländisches Lied der Nibelungen wird erst nach der vollen Kenntniß des nordischen Dichtungskreises von uns vollständig gefasst werden können. Die Verehrer unseres ruhmwürdigen *Fouqué* werden seinen *Held des Nordens* gleichfalls durch die vertrautere Bekanntschaft mit dessen eigentlichster Quelle noch mehr zu würdigen wissen. — *Auszug eines Altfranzösischen Werkes über den heiligen Greaal*, vom Herausgeber. Dieser sehr unterrichtende Beytrag zur Kenntniß der Dichtung vom heiligen Graal ist Hr. Fr. Schlegel, dem ersten Enthüller der altfranzösischen Dichtkunst für uns Deutsche, zugeeignet. Es ist ein Auszug aus nachstehendem Werke: *l'histoire du saint greeal, Qui est le premier liivre de la table ronde, lequel traicte de plusieurs matieres recreatives. Ensemble le quests du diet saint greeal, Faicte par Lancelot, Galaad, Boors et Pereual, qui est le dernier liivre de la table ronde, lesquelz liures ne furent jamais imprimez jusques a present.* Herr

Büsching hat sich dieser Arbeit, die ihm jedermann danken wird, auch in der Absicht unterzogen, die französische Sage vom heiligen Graal unvermischt zu geben, da er im ersten Bande des alt deutschen Museums in dem Aufsätze über diesen Gegenstand deutsche und französische Sage anfangs mit einander in Verbindung zu bringen bemüht gewesen war, welches, der beyden unter sich eigener Verschiedenheit wegen, nur zum Schaden der Sage nach seiner jetzigen Ueberzeugung geschehen kann. — In Verbindung mit diesem sehr schätzenswerthe Beytrage ist das nachfolgende *Bruchstück einer Uebersetzung des Titurel*, des hochgefeyerten Werks *Wolframs von Eschenbach*, gleichfalls vom Herausgeber, zu betrachten, welches bis jetzt, ausser einigen Auszügen in Beziehung auf die Dichtung vom heil. Graal, die Herr *Büsching* im Altdeutschen Museum gab, größtentheils den Zeitgenossen unbekannt geblieben ist, wenn auch mehrere der würdigsten Gelehrten dieß Heldenlied zu dem Gegenstande ihrer anhaltenden Studien wählten. Wenn wir nun gleich überhaupt nicht der Meinung sind, das Uebersetzungen altdeutscher Dichtungen so großen Werth haben, als man ihnen gerne beylegt, so glauben wir dennoch, das ein so schwer zu verstehendes Werk, wie der *Titurel*, kaum anders als anfänglich durch eine Uebersetzung bey dem Leser der grösseren Klasse Eingang finden dürfte, und Herr *Büsching* hat sich durch das hier mitgetheilte reizende Abenteuer, die Liebe *Sigunen's* und *Schionatulanders*, ein wesentliches Verdienst um die Verbreitung dieses an Tiefe und Lieblichkeit der Dichtung einzigen Werkes erworben. Wir theilen hier dem Leser eine Probe der sehr gelungenen Bearbeitung mit:

Weh, das die Minne sie regiert
Zu jung noch solohen Aengsten!
Wo die Jugend so begriffen wird
Mit ihr'n Stricken, da wohnt sie allerlängsten.
Ob das Alter Minn' in sich glaubet,
Bey Minne dennoch Jugend wohnt:
Denn Minn' ist an ihr'n Kräften unberaubet.

Weh' Minne, deiner Kräfte Rath
Was thut der unter Kinden?
Einer der nicht Augen hat
Der möcht' dich spüren und ging er mit den Blinden.
Minne, du bist also mannichfach,
Alle Schreiber möchten
Schreiben nicht ihre Art und ihre Sach'.

Seit man die Religiösen
Beschwert wohl in der Minne

In Klöstern und auch in Klosen, *)
 Dafs sie allda gehorsam sind mit Sinne
 Mancher Dinge, die sich da leisten schwer,
 Minne Ritter zwinget
 Unter Helm, Minne ist ewig bey ihr'm Ruhm und Ehr'.

Die Minne schleufst in ihr' Klause
 Das Schmal' und auch das Breite,
 Minne hat hie in Erde Hause
 Und zu Himmel ist sie Reinen für Gott ihr Geleite.
 Minn' ist allenthalben, nur nicht zur Hölle,
 Die starke Minn' an ihr'n Kräften
 Erlahmt, ist Zweifel mit Wank ihr Geselle.

Ohne das Wank plagt'
 Noch Zweifel die beyde,
 War Sigune, die Magd,
 Und auch Schionatulander in Leide;
 Da war die starke Liebe zu gemenet.
 Ich sag' euch von ihr'r kindlichen
 Minne Wunders viel, nur dafs es sich länget. *)

Möchte Hr. *Büsching* in diesem Bestreben fortfahren, und sich durch viele, jetzt weder für ihn noch andre auflösbare Dunkelheiten nicht abschrecken lassen, was möglich ist zu leisten.

Recensent ist von jeher der Meinung gewesen, dafs unser Lied der *Nibelungen* mit den in dessen Kreis gehöriger Dichtungen, wenn sie sich auch mitunter auf fremde Sage gründen mögen, den eigentlichen Grundcharacter des Deutschen unvermischt, ohne die Einflüsse fremder Nationalität darstelle; Einflüsse, welche in jeder Zeit darum auf den Deutschen mächtig wirkten: weil Eingeschränktheit auf das blofs heimathliche Leben ihm seiner Natur nach von Anbeginn fremd war, und weil die Bestimmung, zu welcher er sich noch gegenwärtig bildet, jene nämlich: alle Nationalität der Erde in sich, durch klare Ueberschauung ihrer Eigenheit, zu vereinen, ihm auch schon von Anbeginne gegeben seyn mußte. Bey der grossen Verwilderung, welche um dieses unsres Strebens willen in den letzten Zeiten des allgemeinen Verderbnisses unsre nationale Bildung erfahren hat, ist daher das Lied der *Nibelungen* der mächtige Stamm, an welchem wir uns von unserem Sturze wieder aufzurichten vermögen, aus welchem uns vielfältiges Heil sprossen muß, und von dem wir uns nimmer trennen dürfen noch sollen.

*) Klausen.

*) in die Länge zieht.

Die Bildbarkeit und leichte Beweglichkeit des deutschen Gemüths; jene seltene Fähigkeit, in die tiefste Natur fremder Ansichten einzugehen, und sie in selbstständiges Eigenthum zu verwandeln; die so leicht aufgeregte Fantasie des Deutschen, seine Sehnsucht nach einem in die Fremde verlegten nicht in der Heimath gesuchten Ideale des Daseyns, all dasjenige was christliche Bildung Schönes und Herrliches in seinem zur Milde geschaffenen Herzen aufgebaut, wird man vor allen deutschen Dichtungen in dem reichen Wunderbaue *Wolframs von Eschenbach* am erhabensten, und in zarter Ausführlichkeit am unwiderstehlichsten ans Gemüth sprechend, antreffen. Indem die andere Seite des deutschen Charakters, sein Streben nach auswärtiger Bildung, sich hier, noch ganz von unlauterer Beymischung frey, nur als reines Bemühen nach dem Vollkommensten und Herrlichsten offenbart, ist das Gedicht in einer andern Art als die *Nibelungen*, doch nicht weniger als diese geeignet, ursprünglichen Geist wieder in uns zu entzünden, vaterländische Art und Weise neu zu beleben, und uns über uns selbst und unser Wünschen und Streben aufzuklären. Da wir ferner über dasjenige, was in dieser Dichtung nicht blofs Styl der Poesie jener Zeit, sondern gewissermassen Manier genannt werden darf, so ziemlich hinaus sind, und in dieser Hinsicht die Periode der Nachahmung unsrer selbst so ziemlich überstanden haben, so wäre von einer genauern Bekanntschaft mit *Titurcl* kaum eine andere als eine im höchsten Grade vortheilhafte Einwirkung auf die gesammte Poesie unsrer Zeit zu erwarten. Diese hat nämlich hinreichende Grundlage und festen Stützpunkt durch die letzten grossen Weltbegebenheiten in der Wirklichkeit und in dem Leben der Zeit gefunden, und darf sich in die entlegensten Reiche der Fabelwelt, wohin auch nur die kühnsten Schwingen der Einbildungskraft empor tragen, nun ohne Gefahr sich so leicht wie ehmahls' zu verirren, hinauswagen.

Den Beschluss des Hefes machen: Ein Fastnachtsspiel nach *Jakob Ayrer*; *Fritz Dölla mit seiner gewünschten Geige*, dann zwey gereimte Erzählungen nach *Hans Sachs*; *der Ritter mit dem getreuen Hund*, und *König Artus mit der Ehebrecherbrück*. Ihrem Inhalte nach schwerlich den Lesern unbekannt, werden diese Dichtungen oder Märchen dennoch durch die Naivität des Vortrags gewifs ihren Zweck, zu vergnügen, nicht verfehlen.